



Lebens- entwürfe

Wie umgehen mit dem Scheitern?

- | | | | | | |
|---|--|----|---|----|--|
| 3 | Leben und Scheitern
<i>von Harald Klein</i> | 11 | Rächer der Engel
<i>von Patricia & Francine Schwertfeger</i> | 26 | Geistliches Zentrum Friedenskirche
<i>von Thomas Walter</i> |
| 6 | Steh auf!
<i>von Jutta Respondek</i> | 12 | In der Wüste
<i>von Jutta Respondek</i> | 28 | Ostern: Weit mehr als eine
„Auferstehungsfeier“
<i>von Peter Priller</i> |
| 9 | Die zehn Schläge gegen Ägypten:
Scheitern oder Aufbruch?
<i>von Sebastian Watzek</i> | 13 | Auferstehung, Leben, Liebe
<i>von Daniel Forthaus</i> | 30 | Die Wurzel: Fassungslosigkeit
<i>von Debora Sücker</i> |
| | | 15 | Editorial: Gender-Wahn?!
<i>von Gerhard Ruisch</i> | | |

Juden immer häufiger zu Hause überfallen

Obwohl dank eines besseren Schutzes für Synagogen und Schulen in Frankreich die Zahl antisemitischer Übergriffe deutlich zurückgegangen ist, werden Juden immer häufiger zu Opfern von körperlicher Gewalt in ihren Häusern und Wohnungen. „Es kommt regelmäßig zu Übergriffen, die für Beunruhigung und Angst in der jüdischen Bevölkerung sorgen“, sagte der Antisemitismus-Beauftragte der französischen Regierung, **Frederic Potier**. Nach dem Mord an der jüdischen Rentnerin **Sarah Halimi**, die im April vergangenen Jahres in ihrer Wohnung in Paris gequält und schließlich aus dem Fenster geworfen worden war, häufen sich demnach Anzeigen wegen Beschimpfungen und direkten Drohungen gegen Menschen jüdischen Glaubens.

Ministerin für Einsamkeit

Die britische Premierministerin Theresa May hat offiziell eine „Ministerin für Einsamkeit“ ins Amt berufen. Sie wolle damit einem Thema den Kampf ansagen, das für „viel zu viele Menschen die traurige Realität des modernen Lebens ist“, erklärte sie. Die für Sport und Zivilgesellschaft zuständige Ministerin **Tracey Crouch** solle den neuen Posten bekleiden. Crouch sagte, sie sei stolz, ein Problem anzugehen, das „eine generationenübergreifende Herausforderung“ darstelle. Laut einer Umfrage fühlen sich mehr als neun Millionen Menschen im Land einsam.

Muslim-Kritiker für UN-Migrationsposten nominiert

Die US-Regierung hat den Vizepräsidenten der evangelikalen Organisation *Samaritan's Purse*, **Ken Isaacs**, für den Posten des Generaldirektors der Vereinten Nationen für Migration nominiert. Isaacs ist seit Jahren durch mehrere muslimfeindliche Äußerungen und Kommentare in den Sozialen Medien in Kritik geraten. So hat Isaacs den Islam als eine inhärent gewalttätige Religion bezeichnet. Erst im Juni nach einem Terroranschlag in London behauptete er, dies sei genau das, „was der muslimische Glaube von den Menschen verlangt.“

Bischof Bode für Debatte über Segnung homosexueller Paare

In der Römisch-Katholischen Kirche in Deutschland zeichnet sich eine vorsichtige Öffnung für die Segnung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften ab. Der Osnabrücker Bischof Franz-Josef Bode regt als erster Bischof eine Diskussion über die Segnung dieser Paare an. „Man kann zum Beispiel über eine Segnung nachdenken – die nicht zu verwechseln ist mit einer Trauung“, sagte er: „Schweigen und Tabuisieren führt nicht weiter und verunsichert.“ Auch wenn sich die „Ehe für alle“ vom Eheverständnis der Kirche unterscheidet, sei diese nun politische Realität, so Bode weiter: „Wir müssen uns daher fragen, wie wir denjenigen begegnen, die diese Verbindung eingehen und die sich ja zum Teil auch in der Kirche engagieren. Wie begleiten wir sie pastoral und liturgisch? Wie werden wir ihnen gerecht?“

Anfälligkeit für Radikalisierung

Die weltweite Offenheit für radikale Positionen war nach Einschätzung des US-Psychologen **Arie Kruglanski** noch nie so groß wie momentan. „Viele Menschen sind anfällig, und Extremisten nutzen das aus“, sagte der Professor der Universität Maryland bei einer gemeinsamen Veranstaltung der Bundeszentrale für politische Bildung und des US-Generalkonsulats Düsseldorf. Wirtschaftliche Krisen und soziale Unsicherheit trügen zur Polarisierung bei, sagte Mitbegründer des *National Center for the Study of Terrorism and the Response to Terrorism*. Die Wurzel des Problems liege jedoch beim Individuum. Daher gelte es, Erkenntnisse aus der Psychologie zu berücksichtigen. Es gehe darum, insbesondere jungen Menschen Alternativen aufzuzeigen. Sie litten heute vielfach unter einem Gefühl der Bedeutungslosigkeit. Auch brauche es breite Allianzen gegen Gewalt. Bei bereits radikalisierten Personen könne es beispielsweise helfen, deren Familien einzubeziehen. Wer nicht auf die Bedürfnisse der Menschen reagiere, dessen Ansprache drohe ins Leere zu gehen, warnte der Experte.

Zunahme der Christenverfolgung weltweit

Eine wachsende Radikalisierung von Muslimen und eine Zunahme islamistischer Bewegungen in Asien und Afrika führt nach Darstellung der Hilfsorganisation *Open Doors* zu wachsendem Verfolgungsdruck auf Christen weltweit. Auch der Aufstieg nationalistischer Bewegungen in hinduistisch oder buddhistisch geprägten Staaten Asiens gefährde Christen immer stärker, heißt es in dem Weltverfolgungsindex 2018.

Danach sind in den 50 erfassten Ländern mehr als 200 Millionen Christen einem hohen Maß an Verfolgung ausgesetzt. Erneut führt Nordkorea die Rangliste an. Afghanistan rückte von Rang drei auf zwei vor. Es folgen Somalia, der Sudan, Pakistan und Eritrea.

Gehirne von Jazz- und Klassik-Musikern unterschiedlich

Die Gehirne von Jazz- und Klassik-Pianisten ticken unterschiedlich. Bei Jazzpianisten liefen andere Hirnprozesse ab als bei klassischen Pianisten, selbst wenn sie das gleiche Musikstück spielten, haben Wissenschaftler des Max-Planck-Instituts für Kognitions- und Neurowissenschaften in Leipzig herausgefunden. Der Grund dafür könnte in den unterschiedlichen Fähigkeiten liegen, die die beiden Musikstile von den Musikern fordern. Während Klassikpianisten ihre Stücke einfühlsam interpretieren müssten, gehe es bei Jazzpianisten darum, eine Melodie einfallsreich zu variieren. „Dadurch scheinen sich unterschiedliche Abläufe im Gehirn etabliert zu haben, die während des Klavierspiels ablaufen und den Wechsel in einen anderen Musikstil erschweren“, so die Neurowissenschaftlerin **Daniela Sammler**. „Tatsächlich konnten wir die bei Jazzpianisten trainierte Flexibilität beim Planen von Harmonien während des Klavierspiels auch im Gehirn sehen“, erklärte **Roberta Bianco**, Erstautorin der Studie. Lange bekannt ist, dass Musiker andere Gehirnstrukturen haben als Nicht-Musiker.

fortgesetzt auf Seite 35 →



Leben und Scheitern

VON HARALD KLEIN

WENN MAN DAS WORT „SCHEIT“ HÖRT, DANN stellt sich vielfach direkt ein wohliges angenehmes Gefühl ein. Scheit, naja, das erinnert an „Holzscheit“. Dann denke ich an ein schönes Kaminfeuer und Holzscheite, die darin liegen und knackend verbrennen. Scheit, das erinnert auch an die vielen Holzvorräte, die die Alpenbauern im südlichen Bayern an ihren Häusern und Schuppen entlang aufgebaut haben. Brennholz, Stäbe, Bruchstücke, auf den Millimeter gleichlang gesägt und geschnitten, aufgestapelt wie gemalt, so akkurat und ordentlich. Scheite.

Etwas nachdenklicher wird man schon, wenn man dann gesagt bekommt, dass auch das Wort „Schi“ von dem alten Begriff „Scheit“ abstammt. Klar, ein Ski ist auch aus Holz. Aber heißt „Scheit“ denn nicht, dass da etwas kaputt gegangen ist? Im Falle vom Brennholz ist mir das ja egal oder recht, aber beim Ski bekomme ich Sorge. Und dann denkt man daran, dass vom Wort Scheit ja eigentlich auch das Wort „scheitern“ herkommt. „Scheitern“ meint: in die Brüche gehen. Vor 500 Jahren hieß die Mehrzahl von Scheit noch „Scheiter“. Scheitern ist „zerbersten“, „auseinanderreißen“. Ein Baumstamm kann scheitern, ein Holzgerüst, ein Boot, aber wohl noch mehr. Scheitern können auch Pläne, scheitern können Vorsätze, Ehen können scheitern, ein ganzes Leben kann scheitern. Ja, man sagt sogar: Ein Mensch insgesamt kann scheitern.

Sinnbild dafür ist der „Scheiterhaufen“. Den Begriff kennen wir aus der Kirchengeschichte. Der Scheiterhaufen sollte deutlich machen, dass an diesem Leben da nichts mehr gut und heil war. „Kann verbrannt werden“, sagte damals der Inquisitor, der kirchliche Richter: „Die Frau, die Hexe, der Ketzler kann in Flammen aufgehen, ist nur noch Brennholz.“ Eine böse Zeit.

„Wer Großes versucht, ist bewundernswert, auch wenn er fällt“ (Seneca)

Eigentlich ist jedes Leben zum Scheitern verurteilt. Irgendwann geht's zu Bruch, wie vorher schon viele Details desselben. Ich weiß noch, wie schlimm es für mich war, als mein erster Holzroller zerbrach, den ich als Kind hatte.

Es zerbricht immer was. Und es ist gar keine Frage, dass wohl jede und jeder von uns schon erlebt hat, wie ihr oder ihm etwas Wichtiges zu Bruch ging: irgendeine Idee, irgendeine Hoffnung. Ich erinnere mich, dass ein guter Bekannter von mir endlich nach langen Jahren eine gute Arbeitsstelle gefunden hatte, und dann ist seine Firma innerhalb eines halben Jahres bankrott gegangen. Ein Ehepaar aus meiner Nachbarschaft hatte sich ein Haus gebaut; und um lohnende Miete einnehmen zu können, zogen sie selber in einen alten kleinen Bau daneben. Aber sie gerieten an Mietnomaden, die in ihr Haus kamen und alles ruiniert haben, bis auf die Grundfesten. Und nichts hat das Paar zurückbekommen. Ein Lebensplan geht in Stücke, ein Holzteil zerbricht in Scheite.



Dekan i. R. Harald Klein ist Mitglied der Gemeinde Rosenheim

Titelfoto: wollt s, ...; cbeckmate ...; Flickr

Foto: pixabay



Ein Onkel von mir hatte alles für seinen Lebensabend geplant, hatte jahrelang zwei Berufe parallel ausgeübt, um möglichst viel Geld fürs Alter zusammen zu bekommen. Und dann ist er pensioniert worden – und war wenige Monate später tot. Aber fast finde ich das Drama schlimmer bei solchen, die noch leben und gescheitert sind. Weil die es mitbekommen, spüren, erleiden, wie es danebengegangen ist.

„Gerades Scheitern steht höher als ein krummer Sieg“ (Sophokles)

Es gibt fromme Leute, die sagen, dass Scheitern gut und gottgesandt ist. „Wen Gott liebt, den züchtigt er.“ Im Scheitern, so meinen sie tröstend oder belehrend, liegt ja die Chance zum Besseren im Leben: „Schlechter geht's ja nimmer.“ Wenn so richtig alles in Stücken liegt, kann man mit Gottes Hilfe richtig von vorn anfangen. Das mag sein. Nur, um ehrlich zu sein, missfällt mir da das Gottesbild. „Arg bitter,“ denke ich, „wenn ein solcher Gott uns nur



dann eine Chance gibt, wenn vorher alles zerstört worden ist.“ Und zum Zweiten lasse ich mir auch eine Katastrophe oder ein Unglück im Leben so nicht einfach schön schwätzen. Das hat mit Ehrlichkeit zu tun, mit Ehrlichkeit dem eigenen Empfinden und Fühlen gegenüber. Was grausig ist, ist grausig.

Aber ich muss zugeben, dass es da trotzdem eine hintergründige Verbindung zu geben scheint zwischen dem äußersten Punkt des Scheiterns und christlicher Botschaft. Jesus zum Beispiel ist in seinem Leben ausgesprochen häufig mit Gescheiterten umgegangen, ist mit denen umher gezogen. Er hat sie geradezu angezogen wie ein Magnet. Und er hat ihnen zugesprochen. Da brauchen wir uns ja nur die sogenannte Bergpredigt anzuschauen mit den Seligpreisungen, eine Kernstelle des ganzen Evangeliums: Selig, die Armen. Selig, die Trauernden. Selig, die Hungernden, die, die fertig sind, platt, am Ende. Selig, die Zerbrochenen, könnte man auch sagen, die in Stücke Gebrochenen.

Genau solchen Menschen hat Jesus Heil zugesagt und geradezu „gratuiert“. Warum? War das Bauernfängerei? Hat er sie so um sich scharen wollen? Oder gibt es da einen tatsächlichen inhaltlichen Grund?

Ich könnte mir vorstellen, dass Jesus ihnen gratuiert hat, dass sie nun frei waren. Vielleicht jedenfalls. Mag sein, dass gerade durch das Scheitern alte Bilder und Verbindungen reißen, die einen immer gehalten und gefesselt haben. Mag sein, dass gerade durch die Pleite im Leben ich einen ganz anderen Horizont bekomme, viel weiter sehen und spüren kann als bisher. Scheitern als Ermöglichung von Freiheit. Aber ich glaube: Das ist es noch nicht.

Was im Scheitern passiert

Der entscheidende Punkt ist vielmehr ein anderer: dass nämlich wir beim Scheitern zwangsläufig auf etwas treffen, was Halt geben könnte. Das hört sich verrückt an, aber es stimmt. Im Scheitern stoßen wir auf etwas, das größer ist als wir selber, mächtiger, zukunftsreicher. Natürlich kann man auch anders und woanders so etwas vorfinden. Aber gerade im Scheitern ist das bei allem Elend doch zeitgleich gegeben. Es ist wie ein Brocken im Weg, wie ein Pfahl mitten auf der Straße, ein Stück Felsen.

Goethe hat das einmal sehr treffend ausgedrückt, und zwar in seinem Drama *Torquato Tasso* (5. Akt). Da sagt die Hauptperson in der Schlussrede:

*Verschwunden ist der Glanz, entflohn die Ruhe. –
Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr ...
Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht
das Schiff an allen Seiten. Berstend reißt
der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich fasse dich mit beiden Armen an!
So klammert sich der Schiffer endlich doch
am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.*

Das ist ein unglaublich intensives Bild und genau der Punkt. Mitten im Scheitern finde ich das, was mir überlegen ist, was all meine Ideen und Utopien umwirft. Der Fels zerschlägt mir das Schiff, all mein Vorwärtskommen. Das ist brutal. Aber haargenau damit begegne ich im Scheitern dem vielleicht Entscheidenden. Mein Untergang bringt mir das Ding nah, das zwar alles zerschlagen hat, aber auch als einziges mir wirklichen Halt geben könnte. Und genau deshalb ist Scheitern per se nicht unbedingt hoffnungslos.

„Wer all seine Ziele erreicht hat, hat sie sich als zu niedrig ausgewählt“ (v. Karajan)

Mir fällt dazu die Geschichte eines Menschen ein, der vor gut 150 Jahren im Elsass geboren wurde, Albert Kahn. Mit 19 ging er nach Paris und wurde Bankier. In kürzester Zeit war er zu einem der reichsten Leute in Frankreich geworden. Aber dann begann er, sein Geld für ein einziges Projekt auszugeben. Der erste Weltkrieg stand vor der Tür. Und Kahn wollte dem etwas entgegensetzen: die Wertschätzung der Fremden. Er ließ einen großen Garten anlegen vor den Toren von Paris mit Bereichen für die unterschiedlichsten Kulturen der Welt. Auf eigene Kosten schickte er Fotografen los bis in die hintersten Ecken der Erde, um die Menschen zu fotografieren in ihren

Traditionen, Lebensumständen, Nöten und kulturellen Reichtümern. Diese Fotos und Filme wurden dann eingefügt in die Bereiche des Gartens. 1914 wurde so bei Paris ein Park der Fülle und Vielfalt des Menschlichen aufgebaut. Das wollte Kahn der Idee des Kriegs entgegen setzen. Und er finanzierte in der Folge die Reisen vieler junger Menschen in die entfernten Kulturen der Erde, wie auch umgekehrt Reisen von den entferntesten Enden der Welt in diesen Garten bei Paris, um das vor Augen zu führen: das Sehen und Wertschätzen des Nächsten.

Aber es hat fast nichts bewirkt. Es gab zwei Weltkriege in der Folge, ohne dass irgendjemand aus der Riege der Mächtigen sich um die Ideen Kahns geschert hätte. Am Ende starb er im Jahr 1940 bettelarm.

Albert Kahn war gescheitert: mit seinem Willen, seinem Vermögen, seiner Kampfansage. Im Scheitern jedoch hat Kahn das getroffen und erspürt, was der wirkliche Kern des Lebens ist: nämlich, dass wirkliches Heil nicht durch Taktik, Strategie, Geld oder Einfluss realisiert werden kann. In der Mitte des Scheiterns taucht ein Fels auf, der zum Scheitern geführt hat und genau deshalb auch zum letzten Haltepunkt werden kann. Friede, Heil, eine neue Weltordnung: Die können nur wachsen, nicht fertig eingepflanzt werden. Es geht um einen Traum, der um sich greift. Am Ende ist Albert Kahn nur dieser Traum geblieben, keine funktionierende Wirklichkeit.

Auch Jesus hat das geahnt und am eigenen Leib erfahren müssen. Eben deshalb hat er so viele Gleichnisse vom Wachstum gepredigt. Wir können nur unser Träumen und Lieben zum Wachsen hinzufügen. Die Realisierung dann ist ein unverfügbares Geschenk.

Gerade durch das Scheitern, durch Tod und Tränen, durch Entsetzen gerät das in den Mittelpunkt, was das Zentrum von allem ist: die tiefste Wirklichkeit unserer

Existenz. Unsere Welt ist eine vorläufige; was zählt, ist die Gnade des Schenkens und die Zukunft der Träume.

„Wenn Schiffe scheitern, so geschieht es nahe am Ufer“ (Ludwig Börne)

Aber natürlich hat Jesus noch mehr und Größeres zu sagen gehabt: Gerade da, mitten im Scheitern, treffen wir auch auf den unfassbaren und unmanipulierbaren Gott. Gerade da, wo wir untergehen, ist auch die große Chance, Halt zu finden. Albert Kahn und viele andere, die sich gescheitert sehen, zählen am Ende genau zu den Hungernden, von denen Jesus gesprochen hat und die er selig gepriesen hat, zu den tief Traurigen und zu den Bettelarmen.

Selig seid ihr, ihr könnt euch freuen. Nicht weil Untergang so etwas Schönes ist oder Depression so wohltuend ist, sondern weil gerade im Untergang mir das begegnet, was letzte Zukunft hat.

Freut euch, sagt Jesus, einen Grund zur Panik gibt es nicht. Wohl euch, denn auch und gerade wenn ihr scheitert, wird zwischen den Splittern Eures Lebens das oder der zu finden sein, der wirklich zählt. Was uns zerschlägt, was unsere Grenzen aufzeigt und klarstellt, das ist bei aller Enttäuschung und Desillusionierung zugleich das, was uns als einziges Hoffnung geben könnte, was stärker ist als alle bisherige Selbstsicherheit.

Wie war es am Ende mit Jesus? Einerseits hat er am Beginn der Kreuzigung gerufen: „Warum hast du mich verlassen, mein Gott?“ Und es ist wichtig, das stehen zu lassen: diese Verzweiflung und Höllenerfahrung. Aber letztlich hat er auch genau in der tiefsten Erniedrigung den gefunden, der in seiner Liebe der unbesiegbare Angelpunkt der Welt ist. Ja, Scheitern zerstört Sinn, aber Scheitern kann auch Sinn ganz neu finden lassen. Zu unserem Glück. ■

Mauern überspringen

VON JUTTA RESPONDEK

*Mit dir erstürme ich Wälle,
mit meinem Gott
überspringe ich Mauern. Ps 18,30*

NICHT NUR
Wälle und Mauern
auch
Wüstengestein
Dornengestrüpp
Sturzbäche
tiefe Schluchten
Abgründe
vor mir
und in mir

und wenn ich
strauchle

falle
den sicheren Tritt verfehle
dann stürze ich nicht
ins Bodenlose
gehe nicht unter
im Todesschlund
denn DU
bist da
gibst mich nicht verloren
wartest auf mich
in jeder Untiefe
in jedem Scherbenhaufen
durchleidest
mit mir
Finsternis
Angst und Schmerz
und zeigt mir
den Weg
meinen Weg
zurück
auf sicheren Grund
da
wo die Hoffnung blüht



Foto: Zola Zhou, „跨越长城 走向世界 Across the Great Wall we can reach every corner in the world“, Flickr



Steh auf!

Aufstehen, Krönchen richten und weitergehen!



Jutta Respondek ist Mitglied der Gemeinde Bonn

VON JUTTA RESPONDEK

MANCHMAL KANN ES UNS wirklich umhauen. Sich verrannt zu haben, gescheitert zu sein, Pläne und Ziele verfehlt zu haben, vor einem Scherbenhaufen zu stehen, hat wohl jeder schon mal erfahren müssen. Da gibt der Song der *Toten Hosen* „Steh auf“ gute Ratschläge. In dem Lied aus dem Album „Auswärtsspiel“ von 2002 geht es ums Durchhalten in Sinnlosigkeit und Resignation in allen möglichen niederschmetternden Lebenslagen und widrigen Umständen.

*Steh auf, wenn du am Boden bist!
Steh auf,
auch wenn du unten liegst!
Steh auf, es wird schon
irgendwie weitergehn! —*

so heißt es im Refrain, und das Lied endet mit dem aufmunternden Aufruf *Komm und sieh nach vorn!*

Nach vorne sehen, das Gesicht gegen den Wind halten, nicht aufgeben – all das ist wichtig und

richtig, aber oft auch leichter gesagt als getan. Menschen gehen sehr unterschiedlich um mit dem „Hinfallen“: mit Niederlagen, Scheitern, Versagen, Schuld, Unglück, Trauer und Schmerz. Manche Leute sind wahre Stehaufmännchen, nichts kann sie wirklich zu Fall bringen, und wenn es sie doch einmal getroffen hat, dann rappeln sie sich ziemlich schnell wieder auf und kommen auf die Füße. Andere tun sich unendlich schwer, wieder hoch zu kommen. Sie geraten in eine tiefe Krise, sind am Boden zerstört, mutlos und deprimiert. Sie zweifeln an sich und der Welt und hadern mit ihrem Unglück, von dem sie sich nur schwer oder vielleicht gar nicht mehr erholen.

Die unterschiedlichen Reaktionen haben nicht nur mit der individuellen Veranlagung und Robustheit zu tun, sondern auch mit Ursache und Folgeschwere des Fallens. Manche Stürze brechen nicht die Knochen, sondern den Mut oder gar das Herz, und Stolpersteine und Fallstricke

sind vielfältig. Es gibt Ereignisse, die uns widerfahren, ohne dass wir etwas dafür können, oder aber Umstände, die wir selbst hervorgerufen und zu verantworten haben. Der Rat, nach vorne zu schauen, ist bei Letzteren vielleicht noch am ehesten zu befolgen. Indem man die Dinge anpackt und versucht, entstandene Schäden möglichst zu beheben. Wer zu einem begangenen Fehler oder seinem Versagen steht und bereit ist, daraus zu lernen, hat jedenfalls die Chance, es beim nächsten Mal besser zu machen.

Auch erlittene Niederlagen (Absagen, Kündigungen, Unterlegenheit im Wettbewerb...) können Hoffnungen und Pläne zunichtemachen und Menschen zu Fall bringen. Wer solche Niederlagen mit Würde hinnehmen kann und sich dem oben zitierten Aufruf entsprechend nicht entmutigen lässt und einen neuen Anlauf nimmt, hat schon viel gewonnen.

Bei schweren Schicksalsschlägen und unabänderlichen Tatsachen wie dem Verlust eines Menschen oder

Scheitern einer Beziehung, helfen wohlmeinende Ratschläge meist nicht viel. Solche Dinge brauchen Zeit, sie müssen und können nur durchlitten und mühsam aufgearbeitet und überwunden werden. Ein freundliches Schulterklopfen mit den aufmunternden Worten „Kopf hoch, es wird schon wieder“ kann das Gegenteil von Ermutigung bewirken: Die Anderen ziehn sich erst recht ins Schneckenhaus zurück, weil sie sich in ihrem Leid letztlich unverstanden fühlen. Weil sie noch gar nicht bereit oder in der Lage sind, wieder hochzukommen und einen Schritt zu tun. Weil sie nicht sehen können, dass und wie es wieder wird. Wie es überhaupt weitergehen soll.

Neue Perspektive

Aufstehen, Krönchen richten und weitergeben funktioniert nur und erst dann, wenn wieder eine Perspektive in Sicht ist, für die es sich lohnt aufzustehen. Wenn ein neues Ziel da ist, auf das man zugehen kann. Auch wenn es unendlich schwer sein und lange dauern kann: Nach-vorne-Sehen wie im oben zitierten Liedaufruf der *Toten Hosen* ist Voraussetzung, um überhaupt irgendwann wieder ein Ziel in den Blick nehmen zu können. Wer dauerhaft nur zurückblickt oder ins Bodenlose starrt, sieht keine Zukunft; er sieht nur noch den Abgrund und wird sich nicht erheben können und wollen.

Ich denke, wie alles andere lernen wir auch das Aufstehen anfanghaft schon im Kindesalter. Jedenfalls prägen frühe Erfahrungen das Verhalten eines Menschen und lassen Zutrauen und Selbstbewusstsein in ihm wachsen oder aber ihn ängstlich, zaghaft und leicht entmutigt werden. Ein Kleinkind, das gerade laufen lernt und noch wacklig auf den Beinen ist, fällt Dutzende Male am Tag – und steht wieder auf. Meist nicht, ohne auf die Reaktion der Eltern oder Umstehenden zu schielen. Wenn diese gelassen reagieren und das Kind mit den aufmunternden Worten *nicht schlimm!* zum Aufstehen motivieren, ist alles in Ordnung; das Kind rappelt sich auf und tappt unverdrossen weiter. So erlangt es zunehmend

Sicherheit und Vertrauen, weil es erfährt, dass Hinfallen dazugehört, dass es in der Lage ist, wieder aufzustehen, es neu zu versuchen und weiterzugehen.

Eilen die Eltern jedoch stets mit Schreckensrufen und Bedauern herbei und heben das arme Kind auf die Füße, wird es bald sein Stolpern und Fallen als etwas Schlimmes, Negatives erfahren, in großes Geschrei ausbrechen, sich immer weniger trauen und schreiend liegen bleiben, bis die Eltern es aufheben. So jedenfalls kann man es auf jedem Spielplatz beobachten.

Genauso wichtig wie das liebevoll unterstützte unermüdliche Probieren, wie das nicht Aufgeben, wie das Zutrauen anderer, ist die kindliche Erfahrung, bei wirklichen Stürzen mit schmerzhaften Folgen oder auch bei verursachten Schäden und Missgeschicken sich auf tröstende und heilende Hilfe verlassen zu können, auf liebende Menschen, die aufrichten und die Gewissheit geben, gestützt, umsorgt und geborgen zu sein. Nur so können Vertrauen und Mut wachsen: Vertrauen, im Unglück nicht allein zu sein. Mut, zu dem zu stehen, was man „ausgefressen“ oder wo man versagt hat.

Mut und Vertrauen in sich selbst und andere sind notwendige Voraussetzungen, um die Höhen und Tiefen des Lebens zu bewältigen. Als Menschen sind wir dazu bestimmt, aufrecht zu gehen: auf zwei Beinen und mit aufgerichtetem Rückgrat und erhobenem Haupt. Der aufrechte Gang, den der Mensch im Laufe der Evolution erworben hat, ist Bestandteil der Menschenwürde, er ermöglicht den geraden und offenen Blick und die Erhebung vom Boden. Wir sollen nicht kriechen – vor anderen Menschen oder Mächten; wir sollen uns nicht verkriechen – in uns selbst und in unserem Elend, in unseren Abgründen und Gräbern oder hinter Fassaden und Masken. Wenn wir zu Fall kommen, sollen wir aus dem, was uns niedergeworfen hat, zum uns bestimmten Menschsein zurückfinden. So will es Gott, der liebende Vater, der uns als aufrechte Menschen gewollt und den Jesus verkündet hat.

Gott will das Leben und das Heil der Menschen

Jesus, der aufrechtste aller Menschen, hat in seinem irdischen Leben immer wieder leidende Menschen aufgerichtet, sowohl seelisch als auch körperlich. Die biblischen Heilungsgeschichten berichten, wie Menschen geheilt an Leib und Seele sich aus Gebrechen, Isolation und Ausgrenzung erheben und ins Leben zurückkehren. Eine



der bekanntesten ist die Heilung des Gelähmten, der von seinen Freunden durch das abgedeckte Dach ins Haus des Pharisäers herabgelassen wird, wo Jesus gerade weilt. „Steh auf, nimm deine Tragbahre und geh nach Hause!“, spricht Jesus zu dem ans Bett Gefesselten, nachdem er ihm zunächst die Sünden vergeben hat (Lk 5,24). Der seiner Mobilität und Teilnahme am Leben beraubte Kranke wird nicht nur körperlich geheilt, sondern auch von seinen inneren Leiden befreit. Gleiches widerfährt dem Gelähmten am Teich Betesda, zu dem Jesus am Sabbat dieselben heilenden Worte spricht (Joh 5,8). Ebenfalls an einem Sabbat heilt er die gekrümmte Frau (Lk 13,10-13) und erlöst sie aus ihren schon 18 Jahre währenden inneren und äußeren Verkrümmungen: Sie richtet sich auf und preist Gott. Noch einen Schritt weiter geht Jesus beim toten Lazarus, den er mit den Worten „Lazarus, komm heraus!“ aus seinem Grab herauf ruft und aus dem Todesdunkel befreit (Joh 11,43).

Bild: Ikone des hl. Lazarus von Bethanien, Griechenland, 12.13. Jhd. Von Wikimedia Commons.

Foto: Ramon Rosati, „better days“, Flickr



Die Heilungsgeschichten der Bibel zeigen, dass Gott Leben und Heil des Menschen will. Was uns zu Boden wirft, was uns krümmt und niederdrückt, was uns fesselt und lähmt, was uns wie tot sein und lebensunfähig sein lässt, all das will er von uns nehmen und uns daraus befreien.

Kreuzweg

Jesus ist mit seinem eigenen Leben den Weg eines aufrechten Menschen gegangen, der zu Fall gebracht wurde, der darnieder lag und wieder aufgerichtet wurde. Er hat alle Höhen und Tiefen des Menschseins durchlitten, bis hin zum endgültigen Scheitern in den Augen der Welt. Jesu Fallen und Aufstehen auf seinem letzten Weg ist in vielen Kirchen in 14 Kreuzwegstationen dargestellt und wurde vor allem in der vorösterlichen Bußzeit betend betrachtet, so wie viele es sicher noch von früher her kennen. Ich erinnere mich noch gut an diese Kreuzwegandachten aus dem katholischen Gebet- und Gesangbuch von 1968, in denen man abwechselnd niederkniete und aufstand. Mit kindlicher Betroffenheit durchlebte ich die Verspottung und Misshandlung Jesu, das schreckliche dreimalige Zusammenbrechen des unschuldig Verurteilten und Gequälten unter der Last des Kreuzes, sein mühsames

Wiederaufstehen und sich Weiter-schleppen bis nach Golgotha und seine grausame Hinrichtung „wegen unserer Missetaten und zu unserem Heil.“

In keinem der vier Evangelien ist der Kreuzweg Jesu detailliert beschrieben. Da steht ganz schlicht: Er selbst trug sein Kreuz zur Hinrichtungsstätte. So wie es bei Verbrechern üblich war. Und man zwang einen Mann, der gerade vorbeikam, es ihm tragen zu helfen, denn Jesus war geschwächt von den vorausgegangenen Qualen. Ob er sich selbst mit alldem „geopfert“ hat, um einen göttlichen Willen zu erfüllen?

Wie auch immer das Geschehen abgelaufen sein mag und was auch immer theologisch dazu zu sagen ist, für mich war und ist Jesus der wahre Aufrechte und Konsequente, der im Glauben an Gott, seinen himmlischen Vater, sich und seiner Botschaft treu blieb und dafür selbst in den Tod ging. Er wehrte sich nicht und entzog sich nicht. Er stieß mit seiner Lehre auf Misstrauen und Unverständnis und wurde für sein unerschrockenes und kompromissloses Eintreten für Gerechtigkeit, Frieden und Barmherzigkeit verraten und gefangen genommen, unschuldig verurteilt, misshandelt, gedemütigt, niedergestoßen, hochgerissen, weitergezwungen und zu Tode gequält – so wie bis

heute überall auf der Welt Gefangene und Geknechtete von ihren Henkern mit Füßen getreten, zu Fall gebracht, wieder hoch gezerrt und zu Tode gefoltert werden. Er hatte ein Ziel vor Augen, das ihn all dies erdulden und überleben ließ: Gottes Reich der Liebe und des Friedens, das Heil, das er auf die Erde gebracht hatte und das sich weiter ausbreiten würde. Er hatte das unerschütterliche Vertrauen in die göttliche Macht des Vaters, der ihm und seiner Sache zum Sieg verhelfen würde. Er glaubte an den Sieg des Lebens über den Tod, an den Sieg der Liebe und des Friedens über Hass und Gewalt. Und er siegte. Er überwand die Fesseln des Todes, wurde aus den Mächten der Finsternis befreit und ein für alle Mal aufgerichtet und erhöht und sitzt zur Rechten Gottes des Vaters. So bekennt es unser Glaube. Er ist uns vorausgegangen in die auch uns bestimmte Zukunft. Aufrecht und erhobenen Hauptes.

Wir dürfen hoffen und nach vorne sehen. Auch wir werden aufstehen, ein für alle Mal. Nach allem recht oder schlecht überwundenen Versagen, Scheitern und Hinfallen, nach unserem letzten großen Fall, dem Fall in den Abgrund des Todes, wird es weitergehen. So wie es mit Jesus weiterging. Unvorstellbar. Unbegreiflich. Nicht irgendwie. ■



Die zehn Schläge gegen Ägypten: Scheitern oder Aufbruch?

VON SEBASTIAN WATZEK

EINE SEHR ZWEISCHNEIDIGE Erzählung von Siegern und Besiegten in der Feier der Osternacht ist die Lesung aus dem Buch Exodus über die Errettung des Volkes Israel am Schilfmeer (Exodus 14,15-27a; 15,19-21). Während Moses mit dem gerade geretteten Volk Israel trockenen Fußes das Schilfmeer durchquert hat und sowohl er als auch seine Schwester Miriam jeweils ein Siegeslied anstimmen, schwebt über dem in den Wassermassen untergegangenen ägyptischen Streitkräften die Melodie des Todes. Loblieder und Siegesgesang mit Pauke und Tanz auf der einen Seite, auf dem Wasser schwimmende Leichen und Verwesungsgeruch auf der anderen Seite. Verständlich, wenn einige Gemeinden um diese Lesung eher einen großen Bogen machen.

Eine biblische Herausforderung

Bei solchen Erzählungen wie den zehn Plagen und dem Auszug aus Ägypten hilft es mir immer wieder, die Bibel an dieser Stelle nicht (nur, beziehungsweise ausschließlich) historisch zu begreifen, sondern sie auch als einen Teil von mir selbst anzusehen. Die biblischen Personen und Figuren sind dann spirituell und psychologisch ausgedrückt innere Teile oder Akteure der menschlichen Seele. So betrachtet wird die Erzählung der Zehn Plagen nicht zu einer Bestrafungsaktion eines kindlichen und brutalen Richtergottes, sondern zu einer wichtigen Lektion über das menschliche Leben. In den folgenden Ausführungen folge ich weitgehend dem jüdischen Mystiker Friedrich

Weinreb sowie dem jüdischen Psychotherapeuten Gabriel Strenger.

Die Zehn Schläge als Einladung zum Leben

Das Wort *Pharao* hat im Hebräischen etwas mit Fruchtbarkeit, mit etwas Hartnäckigem und Berechnenden zu tun. Nicht umsonst ist er der Herrscher über Ägypten — im Hebräischen מִצְרַיִם *Mizrajim*. Mit Mizrajim muss nicht zwangsläufig das konkrete Land Ägypten gemeint sein, sondern es kann auch einen Zustand bezeichnen. „Mizrajim“ steht dann für eine Welt, welche selbst sehr zweideutig ist: erfolgreich, fruchtbar, produktiv, aber auch zwanghaft, materialistisch, starr, berechnend und machtgerig. In Mizrajim gilt allein das „Entweder-Oder“, das Leistungs- und Nützlichkeitsdenken. Deswegen werden dort auch die Hebräer unterdrückt: Hebräisch עֲרִיב *Iwri* kann „Mensch von der anderen Seite“ bedeuten, eben unsere Seele. Die zehn Schläge — vielleicht ein besserer Begriff als zehn „Plagen“ — zeigen uns, wie brüchig und vergänglich die Fundamente und Überzeugungen oftmals sein können, auf denen wir unser Leben aufbauen.

1. Blut — Beginn der Krise:

Blut ist unser Lebenssaft, ohne den wir nicht existieren können. Dennoch haben wir zu ihm ein sehr gespaltenes Verhältnis. Wenn wir zu sehr mit Blut in Kontakt kommen, dann stimmt etwas nicht. Das, was innen ist und uns beständig und geheimnisvoll am Leben erhält, ist nun außen, dort, wo es nicht

hingehört. Dieses Blut nun vermischt sich mit dem Wasser — ein Bild für die Zeit —, welches dadurch ungenießbar wird. Das Blut erinnert uns an das Geheimnis des Lebens wie auch an unsere eigene Sterblichkeit und Vergänglichkeit. Letzteres wollen wir aber gar nicht hören. Wir verdrängen es — wie Pharao und Mizrajim. Damit fängt die Krise an. Unser Innenleben, das, was innen ist, will nicht weiter unbemerkt bleiben und kommt an die Oberfläche. Es vermischt sich mit unserem Alltag und kann nicht mehr verdrängt werden.

2. Frösche — ein wankendes Weltbild

Die Frösche als Amphibien brauchen das Wasser zum Leben. Sie bewegen sich im Wasser und auf dem Land, übertragen „in der Zeit und außerhalb von ihr“. Die Frösche können für das Unberechenbare stehen, für etwas, dessen man nicht mehr Herr werden kann. Sie dringen in die Häuser ein und befallen auch das Eigentum; nirgends ist man mehr vor ihnen sicher.

3. Ungeziefer — Verunsicherung

Der dritte Schlag schaltet jetzt noch einmal einen Gang höher. Ungeziefer befällt nun auch den eigenen Körper; das Ego selbst wird direkt angegriffen. Dieses Wort „Ungeziefer“ kann im Hebräischen mit „Ja“ in Verbindung gebracht werden. Dann bedeutet es, dass es in uns und in der Gesellschaft viele „Jas“ gibt. Alles wird relativiert und jeder lebt nach seinem eigenen Gutdünken und seinen eigenen Gesetzen. So wird aber menschliches Leben unmöglich.

4. Wilde Tiere — eine wachsende Gefahr

Die wilden Tiere, welche nun nach Ägypten kommen, sind eine verschärfte Form des Blutes. Primitive



Sebastian Watzek ist Vikar in der Gemeinde Berlin

Bild: Fr Lawrence Lew, O.P., "Man of Sorrows", Flickr. Von einem Wandteppich aus Nürnberg, ca. 1465.



Foto: Das Tetragramm JHWH. Von Wikimedia Commons.



Kräfte, welche man unter Kontrolle zu haben glaubte, brechen nun hervor und bringen den Menschen aus dem Gleichgewicht. Der Ausdruck „wilde Tiere“ bedeutet zuerst einmal „Gemisch“, das Bewusste ist nun mit dem Unbewussten und Verdrängten vermischt.

5. Viehpest — der Besitz versagt

Mit dem fünften Schlag wird das Eigentum in Mitleidenschaft gezogen. Die Pest befällt den ägyptischen Viehbestand. Vieh und anderer Besitz sind nicht mehr sicher. Das menschliche Ego hat sich aber erhofft, durch Konsum und Besitz eine Identität aufzubauen. Nun muss es aber erkennen, dass Besitz und Güter bloße Objekte sind. Genau wie das Geld haben sie nur den Wert, welchen wir ihnen zugestehen, keinen aus sich selbst heraus. Besitz ist kein Garant für Lebensinn und ein erfülltes Leben.

6. Ruß/Hitze/Eiterbeulen — kurz vor dem Zusammenbruch

Die sechste Plage hat mehrere Übersetzungsmöglichkeiten: „Ruß/Hitze“ oder „Eiterbeulen“. Mose und Aaron werfen vor den Augen Pharaos Ruß aus einem Kalkofen in die Luft, welcher sich dann über das ganze Land ausbreitet und Mensch und Vieh befällt. Die Haut ist wie unser ganzer Körper ein Spiegel der Seele und zeigt, was im Inneren — psychisch wie physisch — vor sich geht. Die Eiterbeulen, das Hitzige in uns, kommt zum Vorschein. Wir können da an menschliche Aggressionen und niedere Gelüste — im christlichen Sprachgebrauch Haupt- oder Todsünden — denken. Um dieser Wahrheit nicht ins Auge sehen zu müssen, betäubt sich der Pharao und erhält von seinen Magiern wahrscheinlich allerlei Psychopharmaka und Narkotika, um sich zu betäuben und seinen Zusammenbruch aufzuhalten.

7. Hagel — der Himmel schlägt zurück

Der Himmel schickt nun keinen fruchtbaren Regen, sondern er vernichtet durch die harten Hagelkörner, welche nach Aussage der Bibel ein Feuer in sich bergen. Die Überzeugung und Hoffnung, das ganze Leben allein auf Beweise und Besitz/Materie

bauen zu können, funktioniert nicht mehr. Die Paradoxien des Lebens lassen sich nicht wegrationalisieren oder verheimlichen. Das Leben in seiner Vielheit, in seiner Logik und in seinen Widersprüchen, die Schöpfung und Natur, das Geheimnis, welches Gott ist, lassen sich nicht kontrollieren und schlagen verheerend zurück.

8. Heuschrecken — das wirtschaftliche System versagt

Das auf Besitz und Konsum ausgerichtete System Mizrajims wird nun endgültig vernichtet. Die zahlreichen Heuschrecken fressen alles auf und lassen nichts mehr übrig. Das menschliche Ego erfährt die Nacktheit und Einsamkeit, wenn ihm alles aus der Hand geschlagen wird, auf das es bisher gezählt hat und sich verlassen konnte: Besitz, Geld, Wissen, Erfolge... Vielleicht ist dieser menschliche Schlag mit schweren Krisen im Leben oder der Erfahrung des eigenen Sterbens zu vergleichen: Alles bricht zusammen, die bisher erlernten und angewandten Denkmuster, Verhaltensweisen versagen völlig.

9. Finsternis — Depression und Starre

Die Finsternis ist endgültig das Ende von Pharao und Mizrajim. Das menschliche Ego verfällt in Depression, ist blind und vor Angst wie gelähmt. Es muss sich eingestehen, dass sein System gescheitert ist. Es herrschen ein vollkommener Stillstand und Bewegungslosigkeit. Es ist an einem End- oder Nullpunkt angekommen.

10. Der Tod der Erstgeborenen bei Mensch und Vieh — ein Neuanfang

Wichtig ist aber nun, zu sehen, dass dieser Schlag nicht das endgültige Ende ist! Jedes Ende birgt immer schon einen Neuanfang. Das bisherige alte Leben, die letzte Phase mag vorbei sein, in ihnen liegen aber das Potenzial und die Möglichkeit zu etwas Neuem. Nichts anderes feiern wir ja an Ostern: Im Tod ist das Leben. Das Ende einer Phase ist nicht das endgültige Ende, sondern etwas Neues tritt nun ein. Dieses Neue bedeutet der Tod der Erstgeborenen bei Mensch und Vieh. Jetzt wird

das getrennt, was endgültig abstirbt und sowieso nicht weiter existieren könnte. Das Erstgeborene steht in der Bibel immer auch für einen selbst — für die eigene Zukunft. Doch das Leben liegt nicht in unserer Hand und vieles geschieht nicht so, wie wir es ursprünglich wollten. Der Schlag gegen die Erstgeborenen bedeutet auch den Aufruf zum Verzicht auf eigene Pläne, Wünsche, Vorstellungen und Vorhaben. Er fordert dazu auf, zu vertrauen, dem Leben und Gott zu trauen. Pharao kann dies nicht und versinkt mit seinem Heer im Wasser, in der Zeit. Das Volk Israel hingegen wagt den Schritt ins Ungewisse hin zu einem Neuanfang.

Einladung und Warnung

So betrachtet sind die Zehn Schläge eine Einladung und Warnung an uns selbst. Sie fordern uns auf, einmal unsere eigenen Einstellungen, Überzeugungen, Fundamente und Werte zu überprüfen. Sind sie wirklich so standfest, wie oftmals angenommen, oder machen wir hier und da nicht auch uns selbst und anderen etwas vor? Gesellschaftlich und ökologisch bestimmt, wenn es rein um das Materielle und um Gewinn gehen sollte. Es ist bestimmt kein Zufall, dass sich bei den Zehn Schlägen die Natur gegen den Menschen auflehnt und zurückschlägt.

Positiv formuliert, kann uns diese biblische Erzählung daran erinnern, dass wir alle miteinander in Beziehung stehen und dass jede Tat ihre Auswirkungen hat. Doch wie der Pharao und sein Reich wollen wir es oft nicht hören — auch wenn die Klimaerwärmung weiterhin voranschreitet und der Schaden vielleicht bald irreparabel sein wird. Wie gehen wir mit persönlichen Niederlagen und Krisen um? Wie, wenn uns der Boden unter den Füßen weggezogen wird? Wie gehen wir Chancen und Neuanfänge an? Die Bibel warnt uns ab und zu sehr eindringlich. Vielleicht sollten wir dieses Jahr in der Fastenzeit und an Ostern nicht nur den Siegesliedern der „Gewinner“ unser Gehör schenken, sondern auch darauf schauen, was uns die „Verlierer“ zu sagen haben. ■

→ Siehe auch *Theologischer Impuls* auf Seite 33.

Rächer der Engel

Oder: Wie man sich nach dem Scheitern wiederbelebt

VON PATRICIA UND FRANCINE SCHWERTFEGER

MIT DEM LEBEN IST manchmal nicht zu spaßen — das beweisen viele verkrachte Existenzen und solche, die es werden wollen.

Doch auch für die, die sich redlich bemühen, nach der Scheidung mit vier Kindern alleinerziehend über die Runden zu kommen, oder die durch plötzliche Arbeitslosigkeit mit einem Hauskredit dasitzen, oder einfach nur in dem Versuch, bei den vielen befristeten Jobs nach der jährlich folgenden Kündigung nicht zu verzweifeln, ist irgendwann Ende der Fahnenstange.

Klebt das Pech dir an der Hacke, ist das Leben wieder Kacke! Wir sehen sie alltäglich herumkriechen: Mundwinkel im Brückendesign, Trägheit und Depression, aggressives Verhalten in Einkaufs- und Straßenverkehr, Amokläufe, Drogen, ... wo bleibt da das Warten auf fromme Erlösung im Diesseits der Kassenschlange?

Immer mehr glauben ans „Wünsch-dir-was-Bestellen beim Universum“ mit dem richtigen Losungswort, und dies *nach* den märchenhaften Zeiten, „als das Wünschen noch geholfen hat“. Auch „dein ganz persönlicher Schutzengel“ steht hoch im Kurs als Devotionalie unter den Geschenkartikeln. Und dann murren sie, durch was für einen Mist auf Erden er sie da bloß führt. Doch Kartenleger und Hellseherinnen in Funk, Fernsehen und Zeitschriftenannoncen versichern es unermüdlich: Dein persönlicher Schutzengel wadet mit dir Seit' an Seit' durch Schlamm und Geröll in deinem Leben. Glaub' es nur. Es hat alles einen Sinn! Im Jenseits wirst du über alles lachen, was dir in diesem irdischen Monopoly widerfahren ist. Dann tut's auch nicht mehr weh...

Ja, auch in unserem Umfeld hat das Amt zugeschlagen, trotz frommem Glauben an Gerechtigkeit auf Erden: Hartz IV, Grundsicherung, prekäre Beschäftigung, Krankheit und Missmut... Da sitzen sie nun,

die Hartz-IV-Sisters, und überlegen — die eine: abgewirtschaftete Hauswirtschafterin, die sich nicht hochgearbeitet, sondern abgearbeitet hat bis zum Bandscheibenvorfall; die andere: eine gescheiterte Bestsellerautorin, deren großes (sechsbändiges) Opus niemand lesen will... Es fällt da kurz vor Fünfzig allmählich schwer, gediegene Stimmung und Frohsinn im Herzen zu halten. Doch selig, deren himmlischer Humor noch neben dem Schutzengel im finsternen Tal mitwandert!

Wir zwei haben beschlossen, dass wir uns nicht verdrießen lassen, sondern dass vielmehr etwas geschehen muss, um uns endlich an der egoistischen Gesellschaft zu rächen, die nur „billi'-billi“ einkaufen und Dienstleistungen für einen Appel und ein Ei hinterhergeschmissen haben will. Der Plan der verhinderten Küchenmamsell: Mit Hilfe der rhetorisch begabten, aber völlig verkannten Spitzen-Autorin ein Kochbuch zu schreiben und dann auf Lesereise zu gehen.

Kochen boomt ja neuerdings. Und gleichzeitig wollen wir versuchen, die Manieren und Tischsitten am Autosteuer zu verbessern, da ja allüberall der Liederjan Einzug gehalten hat. Ein neuer Knigge muss her, garniert mit köstlichen Rezepten für eine schnellere Ankunft im Jenseits! So, wie die meisten auf dem Weg zur Arbeit brausen, kann es ja nicht schnell genug damit gehen.

„Rezept für ein höllisches Kochvergnügen“ (Menü à la carte)

- *Vorspeise*: Fliegenpilzrahmsüppchen, garniert mit Schierlingsblättchen.
- *Hauptgang*: Köstlich mariniertes Schuhsohlensteak (fein säuberlich abgegangen über dem offenen Grillfeuer mit Benzpyrenen für ein garstiges Krebsgeschwür) an Kräutermöhrrchen mit Stinkmorchelstampf.

→ *Nachspeise*: Tollkirschendessert mit alter Schlagsahne.

Dazu die neuste Ausgabe vom Verkehrsknigge: Wie lerne ich, endlich mal wieder zu blinken?

Nach diesen ersten gesammelten Ideen geht es uns gleich schon ein bisschen besser, ganz ohne Amoklauf. Probieren Sie es aus: Hinfallen, aufstehen, Krönchen richten, weitergehen! Und wenn Ihnen diese kleine Kostprobe gefallen hat, lassen Sie es die Hartz-IV-Sisters ruhig wissen — vielleicht gelingt ja doch noch eine Millionenaufgabe und damit der Weg zum Starruhm und zur Traumbude mit Swimmingpool. ■

Bild: Ausschnitt aus „Der Garten der Lüste“, Hieronymus Bosch (um 1450–1516). Von Wikimedia Commons.





In der Wüste

VON JUTTA RESPONDEK

ENDLICH HATTE ICH IHN GEFUNDEN. ER LAG unter dem Ginsterstrauch und schlief. Ich stieß in an und rief: *Wach auf!*

Er rührte sich nicht. Ausgedörrt und verbrannt von Hitze und Sonnenglut lag er reglos vor mir.

Ich schüttelte ihn kräftiger und rief erneut: *Wach auf!*

Er stöhnte und drehte sich ächzend auf die andere Seite. Ich benetzte seine Stirn und seine Lippen mit Wasser und wiederholte: *Wach auf! Es ist Zeit! Steh auf und iss!*

Er blinzelte, schlug die Lider auf und sah mich aus seinen brennenden Augen an. Ein Krächzen kam aus seinem Mund. Ich flößte ihm ein paar Schlucke Wasser ein und forderte ihn abermals auf, aufzustehen und zu essen und zu trinken.

Du musst dich stärken, damit du wieder zu Kräften kommst, mahnte ich.

Dabei deutete ich auf das Brot, das ich neben ihn hingelegt hatte und auf den Wasserkrug, den ich ihm entgegenhielt.

Wozu? flüsterte er matt. *Warum lässt du mich nicht in Ruhe? Ich kann nicht mehr. Und ich will nicht mehr. Ich habe alles vermasselt. Mein Leben ist ohne Nutzen und Sinn. Lass mich sterben.*

Er wandte sich von mir ab und schloss die Augen, ich aber ließ nicht locker und bedrängte ihn weiter, bis er sich mühsam aufrichtete, einen weiteren Schluck Wasser trank und einen Bissen Brot hinunterwürgte. Erschöpft von dieser Anstrengung sank er zurück und schlief wieder ein.

Ich hielt Wache neben ihm und spendete ihm mit meinen Flügeln Schatten, so gut es ging.

Eine Zeit lang ließ ich ihn schlafen, dann aber rührte ich ihn erneut an und drängte: *Steh auf und iss! Sonst ist der Weg zu weit für dich!*

Er schlug die Augen auf, sah das Brot und den Wasserkrug neben sich und blickte mich unwillig an.

Bist du immer noch da? stöhnte er. *Warum lässt du mich nicht in Frieden? Wer bist du überhaupt?*

Ich bin dein Lebensretter, erwiderte ich. *Ich werde nicht weggehen, bis du tust, was ich gesagt habe. Gott der Herr schickt mich. Er will, dass du weiterlebst. Er braucht dich noch. Deshalb iss und trink, damit deine Lebenskräfte zurückkehren.*

Was sollte der Herr mit mir noch anfangen, entgegnete er müde. *Ich habe großes Unheil angerichtet und Schuld auf mich geladen. Ich konnte meinen Übereifer und meine Leidenschaft nicht beherrschen. Zu Recht trachtet man mir nach dem Leben. Ich bin ein ungeeigneter und nutzloser Prophet, dem Tod geweiht.*

Ich schüttelte energisch den Kopf. *Gott der Herr denkt und sieht das anders,* sagte ich. *Du bist ein wichtiger Teil seines Heilsplans. Er rechnet mit dir. Er schätzt dich. Mehr noch: Er liebt dich. Er wird dich vor deinen Verfolgern schützen und dir neue Aufträge erteilen. Du wirst erkennen, dass er kein Gott der Gewalt ist, sondern ein Gott, der sich im Schwachen offenbart. Komm endlich und steh auf. Iss und trink, damit du ihm entgegengeben kannst. Du hast einen weiten Weg vor dir.*

Elija richtete sich mühsam auf und setzte sich hin. Er trank den Wasserkrug leer und aß das Brot, das neben ihm lag. Dann erhob er sich schwerfällig, kam auf die Füße und streckte seine Glieder. Ich nickte ihm aufmunternd zu. Er spürte, wie seine Kräfte zurückkehrten und blickte über die schier endlose Wüste und den Weg, der vor ihm lag.

Dann marschierte er los. Ich folgte ihm von Ferne, vierzig Tage und vierzig Nächte lang, bis zum Gottesberg Horeb, wo der Herr ihm im leisen Windhauch erschien.

Vgl. 1. Buch der Könige 19, 4-13

Auferstehung – Leben – Liebe



VON DANIEL FORTHAUS

JA, CHRISTSEIN, WAS IST DAS ÜBERHAUPT? BESONDERS heilig dreinschauen, die Bibel auswendig können, von lupenreiner Moral sein? Die Antwort gibt es meiner Ansicht nach nicht; vielleicht fühle ich mich deswegen in der alt-katholischen Welt so wohl. Und so wage auch ich den Versuch, mein Glaubensbekenntnis zu formulieren. Bin ich mutig? Wieso? Weil ich mich in der Liebe Gottes geborgen fühle; nicht 24 Stunden am Tag und sieben Tage die Woche, aber grundsätzlich. Woher kommt das, wo Gott doch überhaupt nicht greifbar scheint? Weder sichtbar noch naturwissenschaftlich erklärbar. Ist Gott nicht erst einmal nur ein Gefühl, eine Vermutung?

Schuld – oder doch nur ein Fehler?

VON MARKUS STUTZENBERGER

ICH FÜRCHTE, AUCH ALS ALT-KATHOLISCHE Christinnen und Christen werden wir nicht darum herum kommen, dass wir mitschuldig im Sinne von mitverantwortlich sind, wenn wir andere Menschen

Es gibt eine Bibelstelle, die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus (Johannes 11), bei der es in mir immer wieder zuckt und ich tief bewegt bin. Selbst in Hotels schlage ich gern die Bibel auf und lese diese Textstelle: immer wieder mal und oft mit Gänsehaut. Mich berührt das Menschsein Gottes in Jesus dort ganz besonders: Jesus weint um seinen verstorbenen Freund; Gott weint um einen Menschen! Einen, wie du und ich. Der Tod des Einzelnen geht Gott nahe, weil der Einzelne Gott etwas bedeutet. Weil Gott uns liebt. Wir sind ihm nicht egal und deshalb lässt er es nicht dabei bewenden. Nein, es kommt besser, viel besser: „Ich bin die Auferstehung und das Leben!“ Liebe bedeutet Leben! Die Fürsorge, das Interesse am Anderen: was für eine lebendige Beziehung. Und plötzlich hat alles auch für mich einen Sinn.

Ich glaube an die Auferstehung; ja das tue ich. Ich glaube, dass Jesus auferstanden ist und auch, dass seine Verheißung für mich gilt und für uns alle. Hier könnte ich eigentlich aufhören, denn es ist alles gesagt. Wieso? Weil Auferstehung Leben bedeutet. Damit wird der „Gott des Lebens“ für mich glaubwürdig im Sinne des Wortes. Er setzt das natürliche Gesetz von Leben und Tod außer Kraft, einfach so. Wieso? Weil er es kann, weil er es möchte, weil er uns liebt. Weil die Liebe stärker ist als alles andere! Gott steht mit mir in Beziehung! Was für ein Zeugnis! So wird der glaubwürdige Gott des Lebens durch die Auferstehung für mich der Gott der Liebe. Natürlich war und ist er es auch so schon, aber für mich wird es auf diesem Weg schlüssig: Auferstehung – Leben – Liebe, diese drei in einem; mein göttlicher Dreiklang in Vater, Sohn und heiligem Geist.

Klingt simpel? Ist es auch! Finde ich zumindest.

Bleibt die Frage: Zu was taugt mein Glaubensbekenntnis im praktischen Leben? Viele andere Dinge, die mir wichtig sind, kann ich daraus ableiten: die Bewahrung der Schöpfung zum Beispiel. Selbst das Leben zu bewahren, ist mir somit göttlicher Auftrag, um seinem Geschenk an mich etwas gerecht zu werden. Indem ich Leben bewahre, schenke ich einen Teil der göttlichen Liebe weiter, wie ich sie selbst erfahre.

Für mich ist es ein tragfähiger Dreiklang, gerade wenn es einmal nicht so gut läuft. Gottes Gegenwart in Liebe hilft mir, auch die Welt mit Liebe zu sehen. Das verdichtet die vielschichtige Existenz Gottes für mich. Damit fällt es mir auch leicht, anderen Menschen – so sie es wissen wollen – einfach zu erklären, was und wieso ich glaube, wieso ich mich selbst als Christ bezeichne. ■

verletzen. Ich weiß, dass das ein alt-katholischer Schlüsselreiz ist und höre schon den so geläufigen Satz in meinem Ohr: Das ist nicht alt-katholisch! Und doch haben wir sicher aus gutem Grund die „Schulden“ im Vaterunser nicht durch Fehler ersetzt, weil Fehler nicht das Gleiche meint wie das, wodurch ich an Menschen, auch an den mir liebsten Menschen, schuldig geworden bin.

Wenn mich jemand verletzt und er oder sie sich bei mir entschuldigt, dann klingt das für mein Herz eben doch deutlich anders, wenn das Wort Entschuldigung verwendet wird. Denn Entschuldigung bezeichnet einen

Daniel Forthaus ist regelmäßiger Gast in der Gemeinde Nürnberg

Foto: Stephanie Rednagel

Markus Stutzenberger ist Geistlicher im Auftrag in der Gemeinde Kaufbeuren



inneren Vorgang der Vergebung, der manchmal nicht nur einen kurzen Moment, sondern einen längeren Prozess der Versöhnung mit Erlebtem, mit anderen Menschen, mit mir selbst kennzeichnet. Vielleicht ist dieser Prozess des heilsamen Einswerdens mit mir selbst auch ein lebenslanger.

Wenn ich mein Handeln unter dem ehrlichen Blick des Heilsamen, aber auch Unheilvollen betrachte, komme ich nicht umhin, mir einzugestehen, dass ich Gottes Ansprüchen manchmal aus sehr selbstsüchtigen Motiven nicht gerecht geworden bin. Und ist das nicht auch etwas, was uns alle verbindet, den Papst, den Bischof oder die Bischöfin, den Priester, die Bundeskanzlerin, den Bundespräsidenten, Sie, mich? Meine Frau und Kinder?

Es geht nicht darum, sich Schuldkomplexe einzureden oder noch weniger darum, sie sich einreden zu lassen. Gott ist der Schuldnerberater mit der größten Erfolgsquote. Ich weiß nicht, ob er auch für die größten Menschheitsverbrecher der Neuzeit eine Er-Lösung bereit hält. Das überlasse ich ihm gerne selbst. Aber bei dem Nachdenken an den schweren Gedenktagen wie der Reichspogromnacht oder der Befreiung des KZs Auschwitz über die unvorstellbaren Verbrechen jener, die sich selbst im Nachhinein davon frei sprachen, wird deutlich, dass es sehr wohl auch in unserer Liturgie einen angemessenen Platz zu bewahren gilt.

Nicht im Sinne des moralischen Prangers. Haben damals nicht zu viele einfach nur zugeschaut, weil es der einfachste Weg war? Jemandem keine Hilfe zu leisten, obwohl ich es könnte, bringt die Balance im Miteinander aus dem Lot und erzeugt Schuld, wie auch immer ich es drehe und wende.

Nun ist die Zeit wieder da, in der wir das Osterlamm feiern, das alle Verfehlungen, alle Schulden dieser Welt trägt, und wir kommen unserer Bestimmung als Getaufte durch unseren persönlichen Weg durch das Meer innerer wie äußerer Gefangenschaften wieder etwas näher. Dieses Lamm als österliches Bild für Jesus löst mich aus der irdischen Verstrickung in Fehler und Verfehlungen, ohne dass ich bleibend heillos bliebe. Seine Blutsbrüderschaft, sein Zeichen an den Türen meines Herzens signalisiert: Jesus ist und bleibt immer für mich da. Gerade in jenen Momenten, in denen mich Fehler in ein Netz der Schuld verstricken. Ohne schonungslose Selbstanalyse keine göttliche Privatinsolvenz, sondern Enttäuschung, so meine Überzeugung, die ein Fehler sein mag. Aber in einer bewusst fehlbaren Kirche, die sich ihrer systemischen Schuld in der NS-Zeit bewusst ist. Oder war auch das „nur“ ein Fehler? ■

Ich steh vor Dir, wie ich bin

VON RAIMUND HEIDRICH

- | | |
|---|--|
| <p>1. Ich stehe vor Dir,
wie ich bin,
so wie ich bin.
Voller Freude singe ich Dir
einen Jubel-Psalm.
Deine Nähe durchflutet mich.
Mein Herz hast Du erhoben.</p> | <p>4. Ich stehe vor Dir,
wie ich bin,
so wie ich bin.
Voller Zorn schleudere ich Dir
meine Worte entgegen.
Was Menschen in Deinem
Namen Menschen antun
in selbstgerechter
Scheinheiligkeit und Bosheit,
ist unerträglich.
Halte sie endlich auf,
durchkreuze ihre Wege.</p> |
| <p>2. Ich stehe vor Dir,
wie ich bin,
so wie ich bin
mit meiner Ratlosigkeit
und meinen Zentner-Fragen.
In den Sackgassen meines Lebens
irre ich umher
und hoffe doch,
dass Du mir
den Ausweg zeigst.</p> | <p>5. Ich stehe vor Dir,
wie ich bin,
so wie ich bin.
Voller Ungeduld
kann ich es kaum erwarten,
dass sich endlich etwas tut,
dass sich die Erstarrung löst,
dass Vorurteile weichen,
dass Klarheit und Vernunft
sich durchsetzen
und Angst, faule Ausrede und</p> |
| <p>3. Ich stehe vor Dir,
wie ich bin,
so wie ich bin.
Bohrende Schmerzen
plagen mich.
Krankheit raubt mir jede
Lebensfreude.
Nur noch Schrei ist mein Gebet.
Komm doch endlich,</p> | <p>6. Ich stehe vor Dir,
wie ich bin,
so wie ich bin.
Voller Trauer und
Niedergeschlagenheit
komme ich zu Dir.
Alles, ja alles
breite ich vor Dir aus.
Vor Dir komme ich zur Ruhe.
Du gibst meinem Herzen
neuen Mut.</p> |
| | <p>7. Ich stehe vor Dir,
wie ich bin,
so wie ich bin.
Und ich spreche offen zu Dir,
ich schreie in schlechten Tagen
und singe in guten Tagen
und glaube zugleich,
dass Du mich hörst.
Manchmal höre ich
schmerzhaft Dein Schweigen,
manchmal spüre ich
Deine sanfte und
kraftvolle Antwort.
So kann ich Antwort geben
in meinem Leben
von einer Liebe,
von einer Hoffnung,
die stärker sind als der Tod. ■</p> |



Raimund Heidrich ist Mitglied der Gemeinde Dortmund

Editorial

Gender-Wahn! Gender-Wahn?

Liebe Leser*innen,

ICH SCHREIBE NUR SELTEN EIN Editorial in *Christen heute*, aber heute möchte ich dafür mal ein längeres schreiben. Denn ich bin irgendwie ratlos und hätte deshalb gerne Ihren Rat.

Wenn Menschen vor allem einer bestimmten politischen Richtung vom „Gender-Wahn“ sprechen und damit alle Bemühungen um eine geschlechtergerechte Sprache als unnötig oder gar verrückt abtun wollen, kann ich nur verständnislos den Kopf schütteln. Kann man wirklich nach Jahrzehnten des Kampfes um die Gleichberechtigung der Geschlechter immer noch so tun, als sei es Quatsch, auch die Frauen zu nennen und sie nicht einfach bei männlichen Bezeichnungen „mitzumeinen“? Manche können es offensichtlich, ich nicht. Die Bemühungen um eine geschlechtergerechte Sprache sind sinnvoll, angemessen und in manchen Bereichen höchst überfällig – ein Wahn sind sie ganz bestimmt nicht.

Aber einen Wahnsinn gibt es in dem Ganzen doch, und der beschäftigt mich als Redakteur. Denn ich finde, unser Blatt sollte (wie jedes andere auch) seinen Stil finden, und das auch in der Frage, wie wir versuchen, eine gerechte Sprache zu schreiben. Der Wahnsinn besteht in der unübersichtlichen Vielfalt dieser Versuche. Was kommt nicht alles an Varianten hier in der Redaktion an! Am Beispiel der Anrede oben: Liebe LeserInnen, Leser/innen, Leser_innen, Leser*innen, Lesende und etliche andere. Oder völlig unnötig: jedeR (weil man einfach „alle“ und den Plural nehmen kann). Meiner Meinung nach ebenso unnötig in unserer Kirche: die Synodalinnen und Synodalen. Denn es heißt „die

Synodale“ ebenso wie „der Synodale“, weshalb „die Synodalen“ der Plural für beide ist. Oder völlig irre: „Mitgliederinnen“.

Bisher habe ich es so gehandhabt, dass ich rein männliche Formulierungen und solche Versuche – vor allem, weil ich all diese Schreibweisen mit großen Buchstaben mitten im Wort oder Schräg- und Unterstrichen hässlich finde – beim Redigieren der Texte ersetzt habe durch die Nennung beider Geschlechter. Also: „Liebe Leserinnen und Leser“. Das macht Sätze manchmal zugegebenermaßen etwas umständlich, aber mir zumindest ist das lieber als die unschönen Alternativen von oben. Wenn eine Autorin sich in ihrem Text mit den männlichen Formen zufriedengegeben hat, habe ich das auch schon mal stehen lassen, weil ich dachte, na ja, wenn es sie als Frau nicht stört...

Allerdings macht dieses Umschreiben ganz schön viel Arbeit. Christine Rudershausens Beitrag zum Weltgebetstag der Frauen aus Surinam in der letzten Ausgabe von *Christen heute* zum Beispiel war gespickt mit Sternchen. Mit Überzeugung habe ich sie alle herausoperiert und durch die weibliche plus männliche Form ersetzt.

Inzwischen bin ich verunsichert und frage mich, ob ich vielleicht nicht einfach zu altmodisch bin. Denn für diese Ausgabe habe ich zwei weitere Artikel erhalten, die mit Sternchen arbeiten, und zwar von Menschen, die halb so alt sind wie ich: Deborah Sücker schreibt in ihrem Artikel über Feminismus etwa von „Feminist*innen“ und Thilo Corzilius in der Ansichtssache von „Christ*innen“. Vor allem im Artikel über den Feminismus habe ich mich nicht einfach getraut das zu ändern.

Mir erklärt ja nie einer was!

Ich erinnere mich, dass mir die Sternchen zum ersten Mal vor ein paar Jahren in einem Artikel begegnet sind, den ich dann nicht aufgenommen habe. Denn er war so mit Sternchen übersät und dazu mit weiteren dermaßen gerechten Formulierungen, dass ich ihn einfach nicht verstanden habe. Ich habe vermutet, es könnte anderen Leser*innen ebenso gehen. Es hätte mir geholfen, wenn in einem Satz erwähnt gewesen wäre, was denn die Sternchen eigentlich sollen – aber es hat jede Art von Gebrauchsanleitung gefehlt.

Inzwischen habe ich mir irgendwie herauskombiniert, dass Schreibende wohl mit den Sternchen sensibel auch diejenigen einschließen möchten, die sich weder eindeutig dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht zuordnen wollen oder können; das ist sicher ein wichtiges Anliegen, das ja sogar vom Bundesverfassungsgericht vor einigen Wochen unterstrichen wurde. Das heißt, das Sternchen ist noch einmal umfassender und gerechter als das Binnen-I. Aber das könnte einem ja wirklich mal jemand sagen! Deshalb mein Tipp an alle, die sich kreativ um gerechte Schreibweisen bemühen: Setzt nicht einfach das, was Ihr als am besten erkannt habt, nach dreimaligem Verwenden als allgemein bekannt voraus, sondern erklärt es!

Wie sollen wir es handhaben?

Nun bitte ich um Ihren Rat. Als Redaktion stecken wir in der Zwickmühle, dass wir selbstverständlich geschlechtergerechte Formulierungen verwenden und als zeitgemäße Zeitschrift auftreten wollen, zugleich aber auch verständliche Texte in einem ruhigen Schriftbild präsentieren möchten. Welche Lösung gefällt Ihnen am besten? Weiter wie bisher, also mit der weiblichen *und* männlichen Form? Oder mit Sternchen? Oder noch eine andere Lösung?

Ich hoffe auf Ihre Leserbriefe! Vielleicht ergibt sich ja eine Konvergenz, aus der wir eine für möglichst alle akzeptable Linie entwickeln können.

Es grüßt Sie herzlich
Ihr Gerhard Ruisch



Gerhard Ruisch ist verantwortlicher Redakteur von *Christen heute* und Pfarrer in Freiburg



VON JUTTA RESPONDEK

Ruf uns heraus aus unseren Gräbern
aus dem Abgrund verlorener Hoffnung
aus dem Schmerzmeer verwundeter Liebe
aus Trauernächten und Zweifeln
aus lähmender Resignation

zerbrich die Fesseln, die uns gefangen halten
in Ängsten und Sorgen
in Überdruß und Sinnleere
in Enttäuschung und Ziellosigkeit
in Missmut und Eigensinn

erwecke unsere Lebensgeister
unser Vertrauen und unsere Liebe
unsere Sehnsucht und Träume
unseren Mut zu Veränderung und Neuanfang
unseren Frohsinn und unseren Tatendrang

erwecke uns aus unseren alltäglichen Toden
aus Versagen und Scheitern
aus Stolpern und Fallen
lass uns immer wieder aufstehen

aufstehen
aufbrechen ins Leben
mit Dir dem Auferstandenen
der uns vorausgeht
auf allen Wegen
durch Höhen und Tiefen
hinein in die Zukunft
hinein ins Licht ■



Hessen, Rheinland-Pfalz/Nord und Saarland

Dekan wiedergewählt

KLAUS RUDERSHAUSEN, PFARRER DER GEMEINDE Wiesbaden und Dekan des Dekanats Hessen, Rheinland-Pfalz/Nord und Saarland, wurde am 3. Februar in Frankfurt von den Kirchenvorständen und Geistlichen erneut zum Dekan gewählt. Da die reguläre Amtsperiode sechs Jahre beträgt, wird Rudershausen bis maximal zu seinem Renteneintritt das Dekansamt ausüben. Bischof Dr. Matthias Ring hat die Wahl bestätigt. Eine erneute Amtseinführung findet nicht statt. ■



Saarbrücken

Pfarrerwahl

DIE GEMEINDEVERSAMMLUNG DER GEMEINDE Saarbrücken hat Anfang Februar Pfarrvikar **Thomas Mayer** aus München zum neuen Pfarrer gewählt. Ebenfalls zur Wahl stand Pfarrer Robert Geßmann aus Singen. ■



Hannover

Pfarrer kocht für Ehrenamtliche

„ES IST NICHT SELBSTVERSTÄNDLICH, DASS ES Menschen gibt, die ehrenamtlich etwas für ihre Kirchengemeinde tun. Passt gut darauf auf!“ Mit diesen Worten eröffnete Pfarrer **Oliver Kaiser** nach einer gemeinsamen Vesper im Kerzenlicht den Dankeschön-Abend in der Gemeinde St. Maria Angelica in Hannover.

Und mit diesem „Passt gut darauf auf!“ zeigte er, wie er es selbst mit den Ehrenamtlichen hält: Für knapp 30 Personen hatte er auch dieses Jahr wieder als Dank für das Vorjahr an Herd und Backofen gestanden und ein mehrgängiges Menü gebrutzelt und serviert: Diesmal neben Kürbis-Ingwer-Suppe, Salat und Hühnchen griechischer Art nebst zweifachem Nachtisch.

In der Vesper hatte er das Gleichnis vom Himmelreich wie ein Samenkorn aufgegriffen und an seine eigene Gartenarbeit gedacht, bei der ihm das Gut-darauf-Aufpassen anlässlich der winzigen Samenkörnchen von Erdbeeren in den Sinn gekommen war.

Das Essen an fein gedeckten Tischen brachte Ehrenamtliche zusammen, die sich zum Teil auch nicht so oft über den Weg laufen, so dass es neben dem köstlichen Schmaus und Trank ein unterhaltsamer, anregender Abend bis spät in die Nacht war. ■



← Bonn

Veranstaltungen am Alt-Katholischen Seminar im Sommersemester 2018

„IN VIELFÄLTIGEN FORMEN WIRD SEINE LIEBE IN uns sichtbar“ – Eine alt-katholische Perspektive auf die Diskussion um die Ehe und andere Lebensformen bietet Prof. Dr. **Andreas Krebs** in seinem Blockseminar (28.-29. Mai und 10.-11. Juli). Die Vielfalt alt-katholischer Theologie wird auch in den anderen Blockseminaren am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn deutlich, zu denen Interessierte herzlich eingeladen sind. Prof. Dr. **Peter-Ben Smit** (Utrecht/Amsterdam) widmet sich Erzbischof Rinkel und seiner Korrespondenz als Fenster auf die Geschichte der Utrechter Union (22.-24. April). Der orthodoxe Theologe Dr. **Konstantinos Vliakoftis** führt in Leben und Theologie seiner Kirche ein (16.-17. Mai und 13.-14. Juni). Die anglikanische Priesterin und Professorin Dr. **Charlotte Methuen** veranschaulicht die Geschichte und die aktuellen Diskussionen ihrer Kirche (15.-16. Mai und 12.-13. Juni).

Die genauen Zeitangaben, den Veranstaltungsort (in Bonn), Hinweise zur Anmeldung und weitere Informationen finden Sie unter www.akseminar.de oder infoak@uni-bonn.de. ■

Jahrbuch 2019 „Träume“

Beiträge erwünscht!

DIE REDAKTION DES ALT-KATHOLISCHEN Jahrbuchs lädt zur Mitarbeit für das Jahrbuch 2019 ein! Beiträge zum Thema „Träume“ sind willkommen: Features, Essays, Glossen, Erfahrungsberichte – mit ungefähr ein bis eineinhalb DIN A4-Seiten Umfang. Auch über Fotos mit und ohne Text freuen wir uns. Redaktionsschluss ist der 15. April.

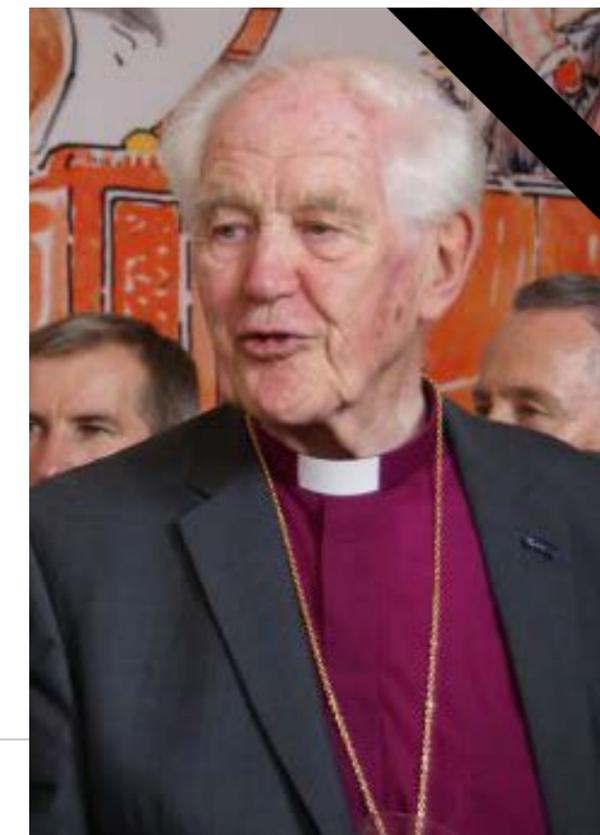
Bitte senden Sie Ihre Beiträge möglichst auf elektronischem Weg in einer Datei an jahrbuch@alt-katholisch.de. Auf diesem Weg oder per Post an die Postanschrift der Jahrbuch-Redaktion in Nürnberg (Alt-Katholisches Pfarramt, Landauergasse 10, 90403 Nürnberg) erhalten Sie auf Wunsch auch Auskünfte zu den „Vorgaben“ für Ihre Einsendung (Textlänge, Fotoqualität, Dateiformat und so weiter). ■

Utrecht

Zum Tod von Erzbischof em. Jan Antonius Glazemaker

AM 20. JANUAR 2018 VERSTARB JAN ANTONIUS Glazemaker, ehemaliger Erzbischof von Utrecht in den Jahren 1982 bis 2000. Glazemaker begann seinen pastoralen Berufsweg 1956 als Pfarrer in Leiden und wechselte 1963 nach IJmuiden. 1979 wurde er Bischof von Deventer, dem dritten der drei niederländischen Bistümer, das allerdings aus historischen Gründen kein eigenes Territorium besitzt, also ein Titularbistum darstellt und inzwischen dauerhaft vakant ist. Im Jahr 1982 wurde er dann Erzbischof von Utrecht.

In einem Nachruf der niederländischen Kirche heißt es: „Antonius Jan war kein Mann von himmelsstürmenden Theorien, sondern blieb stets erdverbunden (er verleugnete nie seine Herkunft aus einer Bauernfamilie) und er war stets den Menschen zugewandt. In seinen Predigten





wurden biblische Texte mit aktuellen Themen verbunden, und er scheute sich auch nicht vor Ironie; alles in allem ging es ihm um ein menschenwürdiges Leben.“ Weiter heißt es: „Antonius Jan lebte in der Liturgie.“ Er engagierte sich während seiner Ijmuidener Zeit für eine Erneuerung der Liturgie und war als Bischof mitverantwortlich für das Erscheinen des Gesangbuches und des Altarbuches in niederländischer Sprache.

Begeisterung für das Abkommen von Utrecht und Uppsala

VON JORIS VERCAMMEN

AM SAMSTAG, 3. FEBRUAR, HABEN WIR IN EINER gut gefüllten Utrechter St.- Gertrudis-Kathedrale die Einheit zwischen der Kirche Schwedens und den Kirchen der Union von Utrecht gefeiert: das „Utrecht-Uppsala-Abkommen“.

Dem Gottesdienst ging eine Präsentation des Dokuments „Uppsala und Utrecht. Auf dem Weg zu kirchlicher Gemeinschaft“ voraus. Die Präsentation für rund 130 Teilnehmer fand im Konferenzzentrum „In de Driehoek“ statt. Das Dokument ist das Ergebnis eines zehnjährigen theologischen Dialogs und zielt darauf ab, die Einheit zwischen den beiden Kirchenfamilien zu beschreiben. Denn es ist so: Die Einheit wurde nicht ‚gemacht‘, sondern ‚entdeckt‘. Wie Peter Feenstra, eines der Mitglieder der Dialoggruppe, betonte, gab es bereits viel länger Interesse aneinander und das Gefühl, dass die Menschen mehr gemeinsam haben, als man auf den ersten Blick vermuten würde. Maria Klasson Sundin, eine schwedische Theologin, benutzte das Bild von Zwillingen, die von Geburt an getrennt und in verschiedenen Kontexten aufgezogen wurden. Der Vorsitzende des Ökumenischen Rates, Erzbischof Anders Wejryd, stimmte dem zu und fügte hinzu, wie wichtig diese kleinen Schritte in der Ökumene sind.

Das „Utrecht-Uppsala-Abkommen“ wurde am 23. November 2016 in Uppsala von den Erzbischöfen Antje Jackelén aus Uppsala und Joris Vercammen aus Utrecht unterzeichnet. Es wurde nun den Kirchen der Union von Utrecht und der internationalen und niederländischen Ökumene präsentiert. Vertreter der deutschen und

Auch gab er gerne nach Besuchen in Gemeinden Rückmeldungen zu liturgischen Fragen und der Gestaltung der jeweiligen Kirchenräume an die Geistlichen im Pfarrdienst. Der Ausspruch *Lekker vlot misje* (Schöne flotte Messe) war aus seinem Mund ein großes Kompliment.

Das Requiem fand am 27. Januar in der St.-Getrudis-Kathedrale zu Utrecht statt. ■



Erzbischöfin Jackelén, Erzbischof Vercammen

schweizerischen Schwesterkirchen waren eigens zu diesem Zweck nach Utrecht gekommen. Darüber hinaus konnte sich die Utrechter Kirche als Gastgeberin über die Anwesenheit von Erzbischof Anders Wejryd, dem Vorsitzenden des Ökumenischen Rates der Kirchen, und von Pfarrerin Christine Busch, Mitglied des Vorstands der Konferenz Europäischer Kirchen, freuen. Bereits nach der Unterzeichnung des Abkommens im Jahr 2016 hatten die beiden Erzbischöfe ein persönliches Schreiben des Generalsekretärs des Ökumenischen Rates der Kirchen, Olav Fykse Tveit, erhalten.

Auch wenn es natürlich Unterschiede zwischen den Kirchen gibt, so teilen sie doch eine reiche liturgische Tradition, eine eucharistische Spiritualität, eine ununterbrochene apostolische Sukzession, eine kritische Offenheit für die heutige Gesellschaft und Kultur und ein großes ökumenisches Engagement miteinander. Beide sehen ihren eigenen Weg des Kirche-Seins als Beitrag zur Ökumene und zum Streben nach der sichtbaren Einheit der Kirche Christi. Ihr Wunsch ist es daher, dass ihre kirchliche Einheit auch ein kleiner Beitrag dazu sein möge. ■

Ortspfarrer, Jürgen Wenge, in einem Artikel für das Jahrbuch 2017 schreibt. Viele Jahrzehnte hat sie das Leben und die Geschehnisse der Offenbacher Gemeinde mitgeprägt.

Bereits ihr Vater, der Fabrikant Wilhelm Forg, war als „alt-katholisches Urgestein“ nicht aus der Gemeinde wegzudenken. So war auch Waltraud Ghezzi von früher Jugend an mit den Besonderheiten und Eigenheiten der Alt-Katholischen Kirche vertraut: mit den Mühseligkeiten des Diasporadaseins genauso wie mit der Nähe und Intimität in einer kleinen Gemeinde. Ihr besonderes Engagement

galt dem Bund alt-katholischer Frauen (baf). Für die Gemeinschaft war sie stets bereit, viel Zeit und Kraft zu investieren, sowohl auf lokaler Ebene in der Gemeinde als auch im Vorstand des baf auf Bistumsebene.

Im Offenbacher Kirchenvorstand, deren Zweite Vorsitzende sie zeitweise war, wurde sie als äußerst loyales Mitglied wahrgenommen. Ihr Engagement in diesem Gremium war dabei zweifellos für sie selber nicht immer leicht: Zwei Vakanzen fielen in ihre Amtszeit. All das bedeutete viel organisatorischen Aufwand und verlangte von ihr viel Energie und Durchsetzungsvermögen, um die Gemeinde zusammenzuhalten. Gleichzeitig war sie bereit, sich auf Bistumsebene mit einzubringen: Waltraud Ghezzi gehörte zu den Gründungsmitgliedern des Arbeitskreises Öffentlichkeitsarbeit, dessen Kasse sie jahrelang führte, und sie war über zwei Wahlperioden in der Synodalvertretung engagiert. Mit Waltraud Ghezzi hat unser Bistum eine starke und engagierte Frau verloren, die sich in vielfältiger Weise eingebracht und insbesondere die Frauenarbeit des Bistums mitgeprägt hat. Nicht zuletzt die Einführung der Frauenordination ist der unermüdlichen Überzeugungsarbeit von Frauen wie Waltraud Ghezzi zu verdanken.

Ihre Beisetzung fand am 17. Januar in Hausen bei Offenbach statt. ■



Würzburg

Wir trauern um Eva Kriwanek

VON TRAUDL BAUMEISTER

AM SONNTAG, 28. JANUAR, ERREICHTE UNS, DIE alt-katholische Gemeinde Würzburg, die traurige Nachricht: Nach schwerer Krankheit war unser langjähriges Gemeindemitglied Eva Kriwanek (80 Jahre) in der Nacht vom Samstag auf Sonntag in München verstorben. Ihr Sohn und ihre Schwiegertochter waren in ihren letzten Stunden bei ihr gewesen.

Gut drei Wochen vor ihrem Tod war sie aus ihrer kleinen Wohnung im Betreuten Wohnen ins Hospiz des gleichen Hauses umgezogen. Schon einige Zeit vorher hatte sie sich entschieden, den fortschreitenden Krebs nur noch palliativ zu behandeln. Die Entscheidung, ihr Haus zu verkaufen und in die Nähe ihres Sohnes nach München umzuziehen, war Eva nicht leicht gefallen. Aber sie hat sie ganz bewusst getroffen. Leider hat sie – ganz anders als von ihr und uns allen erhofft – die Wohnung in der Nähe eines schönen Parks nur wenige Monate genießen können, brach doch schon sehr bald nach dem Umzug die schlimme Krankheit aus.

Wir waren sehr froh, dass wir uns im Spätherbst ganz spontan entschlossen hatten, den „geschenkten Feiertag“ (Reformationstag) zu nutzen, um mit dem Zug einen kleinen Gemeindeausflug zu Eva zu machen. Obwohl es offensichtlich war, dass sie sich – nach dem bereits erfolgten Abschied aus der langjährigen Heimat – jetzt auf einen weiteren Abschied vorbereitete, verlebten wir einen



Eva Kriwanek (sitzend) mit (von links) Pastor Klaus-Dieter Gerth, Martin Möllmann und Hedwig Schanz bei ihrem Abschied von Würzburg

schönen und sehr intensiven Tag miteinander. Sie wirkte sehr gefasst, offen und glücklich über unser Kommen.

Eva Kriwanek – Trägerin der Bischof-Reinkens-Medaille des alt-katholischen Bistums – war jahrzehntlang nicht nur der gute Geist in unserer Kapelle, der sich um Blumenschmuck, Kirchenputz, den Weltgebetstag der Frauen und die Vorbereitungen für das Kirchencafé am Sonntag kümmerte. Sie war außerdem viele Jahre Mitglied des Kirchenvorstandes. Nachdem sie bereits 2007 das Amt der Kassiererin an Martin Möllmann abgegeben hatte, schied sie bei der Gemeindeversammlung im März 2013 freiwillig aus dem Amt aus, das sie 18 Jahre zuvor von ihrem verstorbenen Gatten Karl-Heinz Kriwanek übernommen



Dr. Joris Vercammen ist alt-katholischer Erzbischof von Utrecht und Vorsitzender der internationalen alt-katholischen Bischofskonferenz

Offenbach

Waltraud Ghezzi verstorben

AM 11. JANUAR VERSTARB FRAU WALTRAUD Ghezzi, Mitglied der Gemeinde Offenbach, im Alter von 80 Jahren. Waltraud Ghezzi war im Bistum ein „überzeugtes Urgestein“, wie ihr früherer



hatte. Mit ihm war die gebürtige Alt-Katholikin nach dem Krieg als Flüchtling aus Rumburg (Sudetenland) nach Gerbrunn (bei Würzburg) gekommen. Gemeinsam mit unserem Gemeindemitglied Brigitte Broucek-Schmidt hatte sie vor ihrem Wegzug aus Würzburg noch einmal ihre

Universität Bonn

Themenwoche Glauben–Denken–Leben

VON THERESIA HÜTHER

IM RAHMEN DES 200-JÄHRIGEN JUBILÄUMS DER Universität Bonn fand von 22. bis 28. Januar eine Themenwoche unter dem Titel „Glauben–Denken–Leben“ statt. Organisiert wurde das Ereignis von den Bonner Theologischen Fakultäten, dem Alt-Katholischen Seminar und dem Zentrum für Religion und Gesellschaft.

Zum Auftakt betonte von evangelischer Seite Prof. Dr. Eberhard Hauschildt, dass als eine Besonderheit bereits bei der Gründung der Universität Bonn zwei gleichberechtigte theologische Fakultäten, eine evangelische und eine katholische, vorgesehen waren. Diese Parität war die Grundlage für die heutige gute ökumenische Zusammenarbeit, in die auch das Alt-Katholische Seminar eingebunden ist. Die Theologie sei nämlich darauf angewiesen, dass sich die einzelnen theologischen Fächer gegenseitig ergänzen. Gleiches gilt für die Sichtweisen der verschiedenen Konfessionen, die unterschiedlichen Zugangsweisen auf religiöse Phänomene und die Welt als solche durch die Theologie, die Religionswissenschaft und die Philosophie, wie endlich auch für die bereichernde, aber auch herausfordernde Zusammenarbeit von Geistes- und Naturwissenschaften.

Der Direktor des Alt-Katholischen Seminars, Prof. Dr. Andreas Krebs, machte deutlich, dass Pluralität die Unterschiedlichkeit und damit auch Konflikt voraussetzt.

alte Heimat und ihre Taufkapelle besucht. Eine Reise, von der sie uns gerne und viel erzählte. Wir alle beten, dass die Reise, auf die sich jetzt gemacht hat, sie mindestens ebenso erfüllt und glücklich macht. Möge sie ruhen in Frieden. ■

Der Konflikt um die Unfehlbarkeit innerhalb der katholisch-theologischen Fakultät wurde von beiden Seiten keineswegs als Bereicherung angesehen. Die Pluralität in der heutigen Gesellschaft ist noch viel stärker als Ende des 19. Jahrhunderts. So müssen Menschen ständig zwischen zwei verschiedenen Standpunkten wechseln: dem involvierten, der die Religion und eigene Konfession von innen heraus versteht, und dem distanzierenden, der die Perspektive einer Gesellschaft einnimmt, für die Religiosität keineswegs selbstverständlich ist.

„Wie leistungsfähig sind säkulare Gesellschaften, auch neue Konflikte in die paradoxe Dynamik des involvierten Standpunkts und der distanzierenden Anerkennung von Pluralität hineinzunehmen und damit diese Konflikte sowohl auszutragen als auch zu befrieden? Das wird sich zeigen. Der Universität, die im Raum der Wissenschaft Engagement und Distanz, Partikularität und Pluralität, Debatte und Metareflexion kultiviert, dürfte auch künftig eine große Bedeutung zukommen. Die Theologien sind dabei herausgefordert auszuloten, wie sich Religionen aus ihrem eigenen Horizont heraus einer solchen Dynamik öffnen können. Das Potenzial dazu besitzen sie. Denn Religionen deuten ‚diese‘ Wirklichkeit als etwas *Vorletztes*. Die *letzte* Wirklichkeit ist transzendent. Damit können Religionen zwischen *eigenen* Wahrheits- und Richtigkeitsansprüchen und einer *letzten*, un verfügbaren Wahrheit unterscheiden – und so auf eigene Weise und in eigenen Begriffen das Wechselspiel von Involviertheit und Selbstrelativierung vollziehen“, so sein Fazit.

Die römisch-katholische Kirchenhistorikerin Prof. Dr. Gisela Muschiol verwies auf die alte Universität Bonn, die im Zuge der Aufklärung 1786 entstand, aber bereits 1798 durch die französische Besatzungsregierung wieder geschlossen wurde. Als dann 1818 die neue Universität Bonn gegründet wurde, da wurden nicht nur die beiden theologischen Fakultäten paritätisch eingerichtet, auch andere Lehrstühle wurden nach einem konfessionellen Schlüssel vergeben. Sonst hätten nämlich Katholiken an einer preußischen Universität kaum eine Chance gehabt. Dennoch blieben Streitigkeiten zwischen den beiden Fakultäten nicht aus. Da beide Fakultäten die traditionelle Farbe violett für den Talar beanspruchten, einigte man sich schließlich darauf, zwischen einem mehr rötlich eingefärbten Violetton und einem ins Blau gehenden Lilaton zu unterscheiden...

„Streit um die Unfehlbarkeit“

Zu den Veranstaltungen der Themenwoche gehörte auch die Aufführung eines Features mit dem Titel „Streit um die Unfehlbarkeit“. Bei diesem Feature wurden zum ersten Mal die Konflikte an der Bonner Katholisch-Theologischen Fakultät nach 1870 gemeinsam von römisch-katholischer und alt-katholischer Seite beleuchtet.

Gisela Muschiol und Andreas Krebs hatten es verfasst und brachten es zusammen mit Studierenden zu Gehör.

Das Feature führte zunächst zurück in das Jahr 1863, als Ignaz von Döllinger in München eine Gelehrtenversammlung einberufen hatte, bei der die kirchenhistorische und die neoscholastische Richtung in der Theologie wieder zusammengebracht werden sollten. Das neu gegründete *Theologische Literaturblatt*, das die Bonner Fakultät als neutrale Fakultät herausgab, sollte beide repräsentieren. Die Streitigkeiten der beiden theologischen Schulen spitzten sich allerdings zu, als durchsickerte, dass Papst Pius IX. versuchte, auf dem von ihm einberufenen Konzil die päpstliche Unfehlbarkeit durchzusetzen.

In Bonn bewegte dies auch die Bürger: Jeden Mittag wandelte man durch die schattigen Alleen des Hofgartens, um sich mit den Theologieprofessoren über die neusten Entwicklungen auszutauschen – auch „Geistliche Börse“ genannt. Auch die Oberin des Bonner Johannishospitals, Amalie von Lassaulx, beobachtete die Ereignisse in Rom interessiert. Doch obwohl die meisten deutschen Bischöfe die Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit und des Jurisdiktionsprimats ablehnten, wenn auch aus verschiedenen Gründen, wurde diese am 18. Juli 1870 in Rom beschlossen – gegen den Widerstand der mittlerweile abgereisten Minorität.

Ein gemeinsamer Hirtenbrief einiger deutscher Bischöfe, der Ende 1870 in Fulda verabschiedet wurde, legte die Konzilsbeschlüsse im Sinne der Minorität aus und wurde für die Rezeption des Konzilsdekrets *Pastor Aeternus* bedeutsam. Die Bonner Professoren lehnten die Unfehlbarkeit mehrheitlich ab. Franz Xaver Dieringer konnte sich nicht von seiner Kirche trennen, emeritierte, übernahm eine Landpfarrei und starb schon einige Jahre später als gebrochener Mann. Der Neutestamentler Joseph Langen, der Alttestamentler Franz Heinrich Reusch, der Praktische Theologe Bernhard Josef Hilgers sowie der Priester und Philosophieprofessor Franz Peter Knoodt weigerten sich, die neuen Dogmen zu akzeptieren, bekamen von Kölner Erzbischof die Lehrerlaubnis entzogen und schlossen sich der Alt-Katholischen Kirche an.

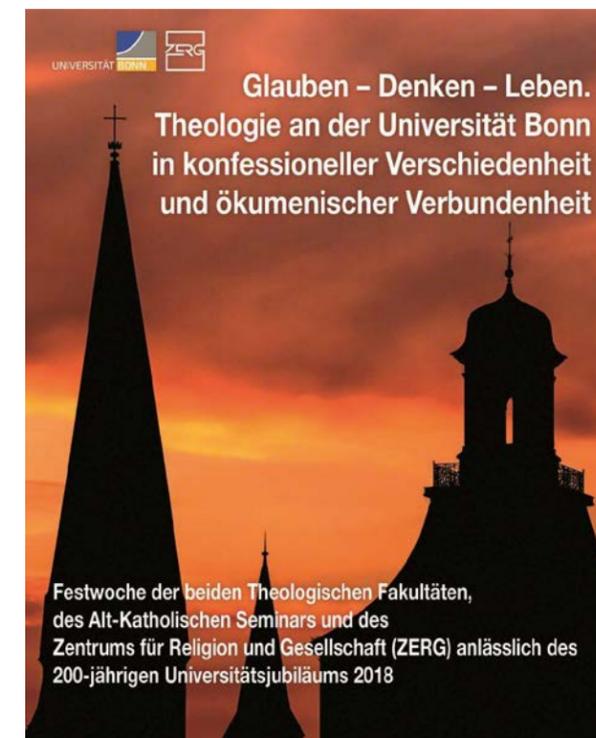
Nur der Kirchenhistoriker Johann Heinrich Floß akzeptierte das neue Dogma. Er hielt nun mit einigen Privatdozenten den Lehrbetrieb für die große Anzahl römisch-katholischer Studenten aufrecht. Die übrigen

Hamburg

Erstmals eigene Pfarrstelle

ZUM ERSTEN MAL SEIT IHRER ERRICHTUNG ALS eigenständige Pfarrgemeinde im Jahr 1937 wird Hamburg eine hauptberufliche Pfarrstelle erhalten. Dies beschlossen Bischof und Synodalvertretung Ende Januar.

Bereits vor vier Jahren wurde ein Vikariat für die Gemeinde eingerichtet, welches allerdings keine auf Dauer vorgesehene Stelle ist. Gleichzeitig wurde mit der



© Foto: Tobias Arhelger/Fotolia — Grafik: 2017 Ian Umlauff

Professoren blieben Beamte des preußischen Staates, hielten Lehrveranstaltungen für die wenigen alt-katholischen Studierenden und übernahmen auch Aufgaben in der Alt-Katholischen Kirche. Im Jahr 1880 gestand Preußen bei Abbau des Kulturkampfes Ersatzprofessoren für die römisch-katholische Seite zu. Nach dem Tod Langens 1901, dem letzten alt-katholischen Professor, entstand der Vorläufer des alt-katholischen Seminars.

Das Fazit des Features lautete: „Einerseits stand die Lehre für die römisch-katholischen Theologen kurz vor dem Abgrund – andererseits begründete die Beharrlichkeit der alt-katholischen Theologen die bleibende alt-katholische Universitätsausbildung in Bonn. Dennoch: Der Streit um die Unfehlbarkeit hatte eine blühende, intakte und wissenschaftlich hochgeschätzte Fakultät zerstört. Die Folgen dieser Zerstörung haben die Fakultät bis ins 20. Jahrhundert belastet.“ ■

Vikariatsstelle auch der Seelsorgebereich der Gemeinde erweitert, so dass sie seit Anfang 2014 nicht nur die Freie und Hansestadt Hamburg umfasst, sondern auch einige Gebiete im südlichen Schleswig-Holstein, sowie das nördliche Niedersachsen von Cuxhaven über Soltau bis ins Wendland.

„Durch die Vikariatsstelle und die Mitarbeit einer ehrenamtlichen Priesterin konnte die Gemeinde Hamburg verstetigt und stabilisiert werden“, so Bischof Dr. Matthias Ring. „Um die Arbeit kontinuierlich weiterzuführen und die Entwicklung der Gemeinde weiter zu fördern, hat die Synodalvertretung entschieden, nun eine dauerhafte Pfarrstelle für Hamburg einzurichten“, so Ring weiter.



Dr. Andreas Krebs beim Festvortrag



Die Ausschreibung der Pfarrstelle wird voraussichtlich Mitte März erfolgen. Mit Ablauf der Bewerbungsfrist Mitte April wird dann geklärt sein, welche Kandidatinnen und Kandidaten sich um die Pfarrstelle bewerben. Daran werden sich Vorstellungsgottesdienste, schließlich die Wahl durch die Gemeindeversammlung und die Installation durch den Bischof anschließen. Voraussichtlich im Herbst des Jahres wird die Pfarrgemeinde Hamburg dann erstmals in ihrer Geschichte eine eigene Pfarrerin oder einen eigenen Pfarrer haben.

Die Geschichte der Alt-Katholischen Pfarrgemeinde Hamburg reicht bis in die 1920er Jahre zurück. Im Jahr 1923 wurde erstmals eine alt-katholische Eucharistiefeier in Hamburg abgehalten, ab Februar 1925 schließlich regelmäßig. Dafür reiste damals der ehrenamtlich in der Seelsorge tätige Pfarrer Carl Bremer aus Berlin an. Am 11. Mai 1937 beschloss die Synodalvertretung, Hamburg als eigenständige Pfarrgemeinde zu errichten. Da die Mittel

für ein eigenes Kirchengebäude fehlten, musste die kleine Gemeinschaft an wechselnden Orten ihre Gottesdienste feiern. Aktuell ist sie seit April 2006 in der Evangelischen Kirche St. Trinitatis in Hamburg-Altona zu Gast. Im Regelfall wurde die Gemeinde Hamburg von Geistlichen aus Berlin, von Nordstrand oder aus Hannover betreut.

Trotz ihrer geringen Größe ist der Gemeinde die Ökumene ein wichtiges Anliegen. So arbeitet sie eng sowohl mit der gastgebenden evangelischen Gemeinde als auch mit der anglikanischen Schwestergemeinde St. Thomas Becket und mit den unterschiedlichen Gemeinden in Hamburg-Altona zusammen. Außerdem ist sie in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Hamburg und im Ökumenischen Forum HafenCity engagiert. Um die Seelsorge im Bereich nördliches Niedersachsen zu stärken, wurde im März 2016 zusätzlich eine Gottesdienststation in Lüneburg eingerichtet. ■

Nordbaden

Jugendwochenende

VON PAULA SCHOMBURG
UND ALENA SPRANGER

DAS ERSTE JUGENDTREFFEN VON UNSEREM Dekanat haben wir in der JuHe im Schloss Ortenberg verbracht. Wir waren eine bunt gemischte Truppe von 12- bis 18-Jährigen aus den Gemeinden Heidelberg, Karlsruhe, Offenburg und viele aus Baden-Baden.

Am Freitag nach der Anreise und einigen Kennenlernspielen ging es auf eine Nachtwanderung durch den verschneiten Wald bei Vollmond. Wir hatten einen schönen Ausblick auf die Stadt, und auf dem Weg begegneten uns immer wieder kleine bunte Gespenster, die uns den Weg zeigten. Nach der schönen, aber kalten Tour verbrachten wir noch den Abend mit vielen Spielen bis spät in die Nacht hinein.

Deshalb war auch das Frühstück um 8 Uhr für manche gewöhnungsbedürftig. Dafür hatten wir viel Zeit für ein schönes Programm am Samstag. Wir haben uns über Möglichkeiten ausgetauscht, was wir als Jugend alles machen wollen, und mehr über den baj erfahren. Zwischendurch konnten wir uns kreativ austoben, Tischtennis spielen oder einfach singen und musizieren.



Foto: Amos Rosenbauer

Bei der Rallye nachmittags rund ums Schloss traten die Gruppen *AKI*, *4ever*, *Keine Ahnung* und die *Süßen Schnitten* gegeneinander an. Jeder weiß jetzt, dass die JuHe 146 Betten hat!

Am Abend gab es dann eine große lustige Quiz-Sendung, moderiert von unseren Leitern Debora, Timo, Dirk und Rolf. Am nächsten Tag hieß es nach einem Gottesdienst in Offenburg schon wieder Abschied nehmen. Es hat allen Spaß gemacht! ■

Krefeld

Mehr als 40 Jahre im Dienst unserer Kirche

VON ANDREA BEHLING

UNSERE BISTUMSLEITUNG HAT IN WÜRDIGUNG und Anerkennung seiner großen Verdienste um die alt-katholische Gemeinde Krefeld und

für sein soziales und diakonisches Engagement Gerhard Emmer (81) die Bischof-Reinkens-Medaille verliehen. Auf der jüngsten Gemeindeversammlung mit Kirchenvorstandswahlen überreichte Pfarrer Cornelius Schmidt die Medaille und würdigte den jahrzehntelangen Einsatz des scheidenden Vorstandsmitglieds.

Der Geehrte entstammt einer alt-katholischen Familie im Sudetenland und war aus beruflichen Gründen nach Krefeld gekommen. Trotz umfangreicher Tätigkeit in der chemischen Industrie wurde er schon ab 1975 für den Vorstand des damaligen alt-katholischen Sozialwerks Krefeld

aktiv. So hat er beispielsweise entscheidend dazu beigetragen, dass unmittelbar gegenüber unserem Kirchturm eine Hochhaus-Bebauung verhindert werden konnte, die unser Gemeindezentrum Dreikönigenhaus stark entwertet hätte, und dass stattdessen dort eine Grünanlage mit großem Kinderspielplatz angelegt wurde.

Seit 1984 arbeitete er für unsere Gemeinde im Kirchenvorstand, ab 1987 fünf Jahre als 2. Vorsitzender und später 17 Jahre lang als Rendant. Ihm ist wesentlich zu verdanken, dass durch den Erwerb von sechs benachbarten Liegenschaften binnen 20 Jahren die Erweiterung des ursprünglich nur aus einem Seniorenzentrum bestehenden Dreikönigenhauses auf weit mehr als das Doppelte seiner ursprünglichen Ausdehnung gelang. Dadurch konnte die Abhängigkeit unserer Pfarrei von einem einzelnen Mieter überwunden und eine solide finanzielle Basis für ihre weitere Arbeit geschaffen werden.

Auf Grund seiner zutiefst diakonischen Grundüberzeugung, langjähriger Berufserfahrung, stark ausgeprägter Verantwortungsbereitschaft und zukunftsorientiertem Weitblick hat er vielfach dazu beigetragen, dass unser Gemeindezentrum inzwischen das mit Abstand größte aller Konfessionen in der Stadt Krefeld geworden ist.

Gerade alt-katholisches kirchliches Leben darf nicht nur konservierend eine theologisch untermauerte spirituelle Denkmalpflege sein, so Gerhard Emmers Meinung nach seinen eigenen Worten. Sie sollte vielmehr eine lebendige Beziehung zu Gott und den Menschen sein, die auch auf kommende Generationen hin orientiert ist. ■

Ladenburg

Eine alt-katholische Orgel als Schnäppchen

VON EWALD KESSLER

IN DER HEIDELBERGER „RHEIN-NECKAR-ZEITUNG“ vom 3./4. Februar ist zu lesen, dass der Pfarrgemeinderat der römisch-katholischen Seelsorgeeinheit Ladenburg/Heddesheim die Orgel der Ladenburger Sebastianskirche „zum Schnäppchenpreis von 15.000 Euro unter der Hand verkauft“ habe. „Die Kirchengemeinde, die Erzdiözese und die Stadt Ladenburg seien sich letztlich einig geworden, dass der Verkauf für alle Seiten die beste Lösung sei“ und das „sehr zum Leidwesen vieler Ladenburger Musikfreunde.“

Die alt-katholische Gemeinde Heidelberg-Ladenburg, der nach dem badischen Altkatholikengesetz von 1874 die Benützung der Sebastianskirche zusteht, hat von diesem „Schnäppchenverkauf“ erst aus der Zeitung erfahren.



Foto: Andrea Behling

Die Sebastianskirche war seit Jahren wegen Baufälligkeit gesperrt, da die römischen Katholiken ihrer Pflicht, diesen Kirchenbau zu erhalten, nicht mehr nachkamen. Sie hatten das zum letzten Mal vor etwa einem halben Jahrhundert getan, als der spätere Bischof Josef Brinkhues Pfarrer in Heidelberg war.

In Heidelberg gibt es einen Präzedenzfall zu diesem Orgelverkauf: Als 1874 den Alt-Katholiken der Stadt die Heiliggeistchorkirche zum Gebrauch zugewiesen wurde, stellten sich die römischen Katholiken quer und verkauften kurzerhand die Orgel dieser Kirche an den Dekan Benz in der Nachbargemeinde Dilsberg. Das Bezirksamt Heidelberg ordnete sofort den Rücktransport der Orgel in die Kirche an, und die Beteiligten dieses „Verkaufs“, der ultramontane Zeitungverleger und Politiker Jacob Lindau und Dekan Benz, wurden gerichtlich wegen Diebstahls zu vier beziehungsweise drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Es ist zu hoffen, dass nun in Ladenburg noch nicht das letzte Wort gesprochen ist und der alt-katholischen Gemeinde ihr Recht, in der Sebastianskirche in Ladenburg Gottesdienst zu halten, nicht auf diesem Weg genommen wird. ■

Dr. Ewald Kessler ist Mitglied der Gemeinde Heidelberg



Deggendorf

Geistliches Zentrum Friedenskirche

VON THOMAS WALTER



Pfarrer Thomas Walter ist Leiter des Geistlichen Zentrums Friedenskirche, Geistlicher Begleiter und Sozialpädagoge

2018 VERÄNDERT SICH DAS Programm des Geistlichen Zentrums Friedenskirche in Deggendorf. Diese Veränderung ist eine Folge der Entwicklung der vergangenen fünf Jahre – seit es das Geistliche Zentrum gibt.

Im Mittelpunkt steht künftig das Angebot *Otium*. Mit diesem lateinischen Wort wurde in der römischen Antike die Zeit bezeichnet, in der Raum war für künstlerisches Schaffen, Nachdenken und Austausch im Gegensatz zu *negotium*, der Zeit des Geschäftemachens und der beruflichen Arbeit.

Sie können für sich eine individuelle Auszeit wählen und gestalten. Das Gästezimmer und die Räume im Geistlichen Zentrum stehen dafür zur Verfügung.

Otium: Zeit, die mir gehört

Sie können kommen und ein paar Tage bleiben. Sie dürfen einfach da sein, mal ausschlafen, die Natur genießen, lachen und weinen, reden

und schweigen. Gut essen, einen Spaziergang im nahen bayrischen Wald machen und am Abend ein Glas Wein oder ein leckeres bayrisches Bier trinken. Sie können im Meditationsraum die Stille suchen und wenn Sie wollen in der Friedenskirche den Gottesdienst mitfeiern. Ich begleite Sie in dieser Zeit in der Weise und Intensität, die Sie wollen. Ich gebe Ihnen gerne Anregungen und höre Ihnen zu, wenn sie von Ihren Erfahrungen erzählen. Ich lade Sie auch gerne zu verschiedenen Meditationszeiten ein,

Neugierig geworden?

Melden Sie sich unter t.walter@geistlicheszentrum-friedenskirche.de oder telefonisch unter **01 76/84 60 63 41**, wenn Sie mehr über dieses Angebot erfahren wollen. Per Mail oder am Telefon können wir gerne über die Gestaltung Ihres *Otiums* sprechen und auch einen konkreten Termin vereinbaren. Ich freue mich auf Sie.

Das weitere Jahresprogramm und die regelmäßigen Veranstaltungen können Sie auf der Webseite des Zentrums einsehen: geistlicheszentrum-friedenskirche.de

die wir so gestalten, dass sie sich darin heimisch fühlen.

Das lateinische Wort *Otium* meint eine Zeit, die mir gehört: Einfach da sein dürfen, ohne etwas leisten zu müssen. Zeit zum Ausruhen, Zeit, um meinen Gedanken nachzuhängen, Zeit, mich über Dinge auszutauschen, die mich bewegen. Zeit, um still zu werden und auf meine Sehnsucht zu hören. *Otium* ist eine Einladung zum Sehn-Suchen. Im Geistlichen Zentrum Friedenskirche in Deggendorf finden Sie Raum für Ihr ganz persönliches *Otium*.

Sie können als Einzelperson oder auch zu mehreren kommen.

Der Tagessatz beträgt 50 Euro für Unterkunft, Verpflegung und Begleitung. Wer mehr geben kann, unterstützt damit den Aufbau des Geistlichen Zentrums Friedenskirche.

Alt-katholische Theologie in Utrecht

Sommerkurs

DIE JÄHRLICHE „SUMMER SCHOOL“ IN ALT-KATHOLISCHER THEOLOGIE ist eine gute Möglichkeit, sich eine Woche lang theologisch zu vertiefen. Im Kurs bieten Dozierende des alt-katholischen Seminars in Utrecht Einführungen in die wichtigsten Themen alt-katholischer Theologie.

So gibt es Vorlesungen und Seminare zur Glaubenslehre, Liturgie, kirchlichen Praxis und Spiritualität,

Kirchengeschichte, Kirchenrecht und zum ökumenischen Engagement. Zudem sind die Teilnehmenden am Kurs zu einem Ausflug in das wichtigste Museum für religiöse Kunst in den Niederlanden, den *Catharijneconvent*, und zu einer Führung durch die Stadt Utrecht mit ihrer reichen (kirchlichen) Geschichte eingeladen.

Der Kurs findet vom 1. bis 6. Juli in Utrecht statt. Nähere Auskünfte und Anmeldung unter: utrechtsummer-school.nl/courses/culture/old-catholic-theology-in-its-ecumenical-context. Kursleiter Prof. Dr. Peter-Ben Smit steht Ihnen für Rückfragen gerne zur Verfügung (E-Mail: p.b.a.smit@uu.nl).

In Meeresstiefen hin...

Heinrich-Böll-Stiftung publiziert den Meeresatlas

VON VEIT SCHÄFER

Meeresatlas; Daten und Fakten über unseren Umgang mit dem Ozean. Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung (Bund und Schleswig-Holstein), in Kooperation mit dem Kieler Exzellenzcluster Ozean der Zukunft und Le Monde diplomatique. 1. Auflage Mai 2017.

VOR UMGEFÄHR 2800 JAHREN trat in Palästina ein Prophet namens Micha auf, dessen Worte in dem schmalen biblischen Buch Micha aufgezeichnet wurden. Dieses Buch endet mit der Verheißung, dass Gott „...sich unser wieder erbarmen, unsere Sünden zertreten und alle unsere Vergehen in Meeresstiefen versenken“ wird. Möglicherweise geht auf dieses Bild einer denkbar größtmöglichen Distanz oder eines endgültigen Verschwindens aller Laster und Lasten auch der dritte Vers des schönen Liedes von Paul Gerhardt „Nun danket all und bringet Ehr“ (Eingestimmt Nr. 581) zurück, worin die Gemeinde sich wünscht, dass Gott „Angst, Furcht, Sorg’ und Schmerz“ eben in Meeres Tiefen hin werfen möge.

Das Meer als Müllkippe menschlichen Versagens, menschlicher Schwäche und Schuld! Und Gott als der Entsorgungsunternehmer! Klar, bei den zitierten Sprachbildern handelt es sich um Jahrtausende alte religiös besetzte Metaphern. Aber auch zur Beschreibung der gegenwärtigen Realität haben wir keine anderen Worte und Bilder!

In dem im Mai 2017 veröffentlichten *Meeresatlas* wird ebenso wissenschaftlich nüchtern wie erschreckend eindringlich dargestellt, was die Menschheit insbesondere seit Beginn der Industrialisierung ins Meer, bis in die tiefsten Meeresstiefen, versenkt: Kunstdünger und Gülle, Müll und Gifte aller Art, Schwermetalle, Erdöl, Munition, Radioaktivität, Plastikmüll. Vermutlich geschieht das heute



immer noch in demselben „Glauben“, dass nämlich das Meer groß, weit, unerschöpflich genug sei, um dort alle unsere Abfälle loswerden zu können, selbst die übelsten. Ein schlimmer Irrtum, wie sich mittlerweile zeigt, dessen globale Folgen der Meeresatlas anschaulich beschreibt.

Die Ozeane in der Krise

Der Meeresatlas stellt indessen nicht nur dar, was die Menschheit im Ozean rücksichtslos versenkt, sondern auch, was sie ebenso rücksichtslos herausholt: Fische, Rohstoffe, Energie. 50 Seiten mit gut gemachten, farbigen, leicht verständlichen Schaubildern und Tabellen verdeutlichen das Fazit der Autoren: Das Meer hat großen Stress durch unterschiedliche Faktoren. Nicht nur ein Problem, sondern ein ganzes Krisenbündel sorgt für diese Situation. Wir haben eine *Meereskrise*, die gekennzeichnet ist durch

→ Klimawandel

Der globale Meeresspiegel ist in den letzten 100 Jahren um 20 cm gestiegen. Am Ende dieses Jahrhunderts ist ein Anstieg um einen Meter denkbar. (Man braucht nicht viel Fantasie,

um sich auszumalen, was das für die Küstenländer und die Inseln bedeutet. Gigantische Flüchtlingsströme werden nicht ausbleiben).

→ Raubbau

Beispiel Fischfang: 90 Prozent der Fischbestände sind bereits maximal genutzt oder bereits überfischt. Die biologische Vielfalt nimmt rapide ab.

→ Schadstoffe

Der Missbrauch der Meere als Müllkippen zerstört die marinen Ökosysteme.

→ Industrialisierung

Obwohl sie noch am Anfang steht, hat ein Wertlauf der Staaten um Rohstoffe und Energie aus der Tiefsee begonnen. Der Tiefseebergbau vernichtet möglicherweise Ökosysteme, die wir in ihrer Wirkung und Bedeutung noch gar nicht kennen.

→ Fehlanzeige: Oberste Internationale Meeresschutzbehörde

Die Zuständigkeiten für die Meere sind zersplittert und verschachtelt, die Rechtsgrundlagen für die Meeresnutzung sind lückenhaft und bieten zahlreiche Schlupflöcher für die verschiedensten Meeresnutzer und -ausbeuter.

Alle diese einzelnen Krisenherde, ihre Folgen für die Meere selbst wie für die Ökosysteme und am Ende für die Menschen, stellt der Meeresatlas sehr anschaulich dar und zeigt auch politische, gesellschaftliche, wirtschaftliche und individuelle Schritte auf, die aus der Krise, besser: *den* Krisen herausführen könnten.

„Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch“

Denn auch daran lässt der Meeresatlas keinen Zweifel: Viele Menschen auf der ganzen Welt haben die Meereskrise erkannt, und sie beginnen, ihr Verhalten und ihren Konsum zu ändern. Als Zeichen des Aufbruchs nennt der Atlas die UNO-Ozeankonferenz 2017 in New York, die den gemeinsamen Meeresschutz beschlossen hat.

Dieses Ziel beruht auf der Erkenntnis, dass die natürlichen Ressourcen der Meere genug für *alle* bereithielten, wenn „nachhaltig und



für Sie gelesen



Veit Schäfer ist Mitglied der Gemeinde Karlsruhe



gerecht“ damit umgegangen würde, wie der Meeresatlas betont.

In den Psalmen 96 und 98 wird das Meer gewissermaßen als Person, als lebendiges Wesen angesehen, das wie die Erde und der Himmel zu eigenen Äußerungen imstande ist: „Es freue sich der Himmel, es juble die Erde, *es brause das Meer und was es erfüllt.*“

Vielleicht könnten die biblischen Religionen, Judentum und Christentum, der Menschheit Impulse

zu einer solchen „persönlichen“ Wertschätzung unserer elementaren Lebensgrundlagen geben, damit sie nicht länger als schiere Nutz- und Verbrauchsobjekte gering geachtet würden? Die Meere würden vor Freude und Jubel brausen!

Der Meeresatlas gehört übrigens zu einer Atlanten-Reihe, die von der Heinrich-Böll-Stiftung seit 2013 herausgegeben wird; in gleicher Ausstattung liegen bereits acht Atlanten vor, davon allein drei mit dem Titel

„Fleischatlas – Daten und Fakten über Tiere als Nahrungsmittel“ und ein Fleischatlas zum Thema Abfall und Verschwendung. Europa, Böden, Kohle und Konzerne sind die Titel der übrigen Atlanten. ■

➔ **Bestell- und Download-Adresse:** Heinrich-Böll-Stiftung (Bundesstiftung) Schumannstr. 8, 10117 Berlin <http://boell.de/meeresatlas>

Die Osternacht

Weit mehr als eine „Auferstehungsfeier“

VON PETER PRILLER

Peter Priller ist Kurat im Ehrenamt in Bad Tölz

ICH HAB MIR HEUER MAL NICHT WENIGE GOTTESDIENSTANZEIGER verschiedener Gemeinden im alt-katholischen Bistum angeschaut und war doch sehr erstaunt, dass für den Gottesdienst in der Nacht von Karsamstag auf Ostersonntag – egal ob am Anfang, in der Mitte oder am Ende dieser Nacht – landauf landab ein Begriff Verwendung findet, den ich eigentlich längst im Archiv der Liturgiegeschichte gewöhnt habe: „Auferstehungsfeier“.

alt-katholischen Altarbuch und im liturgischen Kalender vergeblich und das ist auch gut so. Das gleiche gilt für die Liturgie der Römisch-Katholischen Kirche. Bei uns, wie auch dort, steht da das Wort *Osternacht* und das ist viel mehr als eine „Auferstehungsfeier“. Die Osternacht ist Dreh- und Angelpunkt des Kirchenjahres.

Ganz am Anfang, als sich die christlichen Gottesdienste entwickelt haben, gab es neben der wöchentlichen Osterfeier, dem Sonntag, nur die Osternacht, in der wurde *alles* gefeiert: Die Schöpfung der Welt und des Menschen, die Befreiung Israels, die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus, sein Leiden, Sterben und Auferstehen. Und vor allem haben die ersten Christen seine Wiederkunft erwartet – und zwar in dieser Nacht. Als die Naherwartung des wiederkommenden Christus in der jungen Kirche allmählich nachgelassen hat, hat sich diese nächtliche Feier verkürzt. Die Feier der Geschehnisse des Gründonnerstags und Karfreitags hat man auf die entsprechenden Tage verlegt, es entstanden der Gründonnerstag und der Karfreitag als liturgische Feiern. Dennoch bleibt der Osternacht ein besonderer Rang innerhalb der Osterfeier und auch innerhalb des ganzen Kirchenjahres.

Umso ernüchterter war ich, dass Pfarrer, also studierte Theologen, nach über 60 Jahren Reform der Osternacht in ihren Gottesdienstanzeigern den Begriff „Auferstehungsfeier“ verwenden. „Auferstehungsfeiern“ hat es im Lauf der Liturgiegeschichte in der Römisch-Katholischen Kirche tatsächlich mal gegeben, nur die Osternacht war das nicht und ist es nicht. Das waren regional sehr unterschiedlich gestaltete Andachtsfeiern, meist am Karsamstag-Nachmittag. Der Begriff „Auferstehungsfeier“ für die Osternacht verkürzt diese auf einen einzigen Aspekt und wird ihrer umfassenden heilsgeschichtlichen Bedeutung in keiner Weise gerecht. Klar – wir feiern in der Osternacht *auch* die Auferstehung Jesu Christi und das tun wir von der Osternacht weg 50 Tage lang – und im Übrigen an jedem Sonntag. ■

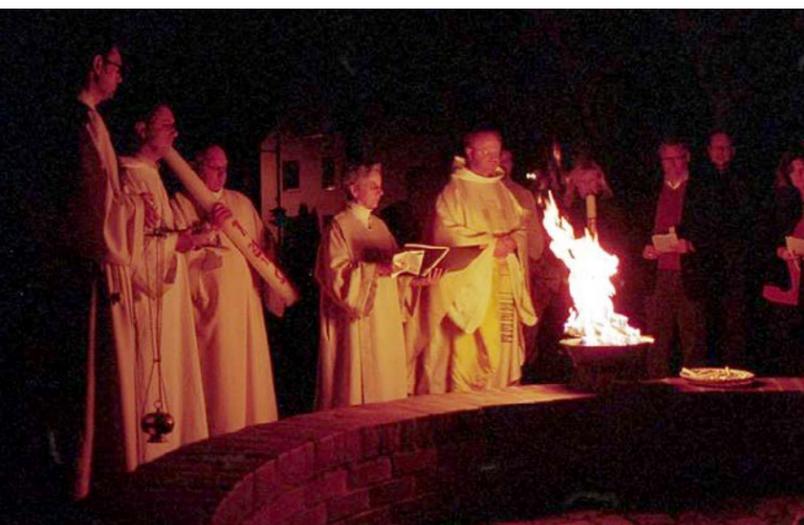


Foto: Osternacht 2010 bei der Gemeinde Hannover. von Thomas Huppertz, bearbeitet von John Grantham

Dieser Begriff ist schlichtweg oberflächlich und auch irreführend. Er suggeriert etwas platt: Am Gründonnerstag feiern wir das Letzte Abendmahl, am Karfreitag Leiden und Sterben Jesu und in der Nacht von Samstag auf Sonntag dann halt die Auferstehung Jesu Christi. Scheint zwar oberflächlich betrachtet logisch, nur ist es nicht so. Den Begriff „Auferstehungsfeier“ sucht man im

Er verscheucht alle Schrecken

VON RAIMUND HEIDRICH

WER HEUTE ETWAS GELTEN WILL, muss Optimismus ausstrahlen, sich durchsetzen können, hohe Leistungen vollbringen oder wenigstens so tun als ob und sei es mit Hilfe von Pillen und Dragees.

Die schwachen Seiten, die jeder Mensch hat, werden zu oft gelehnet und verdrängt. All das kann auf einmal durchbrechen und alles überschwemmen. Dann stürzen Menschen in Abgründe von Apathie und Depression.

Jesus aber nimmt uns so an, wie wir sind, nicht so, wie wir sein sollen. Er nimmt uns an mit unseren Stärken und Vorzügen, aber genauso auch mit unseren Schwächen und Unzulänglichkeiten. Bei Ihm können wir zu unserem Versagen stehen.

In der Begegnung mit Ihm verlieren die Abgründe ihre Schrecken, die Ängste ihre Bodenlosigkeit. Er verscheucht alles Bedrohliche. Denn er vermittelt uns die Gewissheit, dass trotz aller Schrecken und Rätsel dieser Welt Gott letztlich die ganze Schöpfung, die ganze Wirklichkeit und auch uns in seinen guten Händen hält. Und er ermuntert uns, diese befreiende Botschaft auch anderen zuzusprechen.

Auch der Apostel Paulus schreibt: Denn ich bin gewiss: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe noch der Tiefe können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn (*Römerbrief 8,38f*). ■

Du bist in meiner Angst

Der zweite Psalm 23
VON RAIMUND HEIDRICH

ICH HABE MICH VORGEWAGT BIS ZUM RAND, und ich habe hinuntergeschaut: Da war ich erschrocken. Da schwindelte mir. Doch Du hast mich gehalten.

Du hast mich vertraut gemacht mit meinem Abgrund, hast mich ermutigt, Unvermeidliches zu ertragen, mir selbst zu verzeihen und trotz allem Neues zu wagen.

Mit Dir überspringe ich dann Risse, Spalten und Mauern, überbrücke das tiefste Tal. Und wenn es sein muss, durchquerst Du mit mir meine finsternen Schluchten und meine Stolperwüsten.

Denn Du bist in meiner Angst, Du bist in meiner Schwermut, Du bist in meiner tiefen Traurigkeit. Dein Stab gibt mir Zuversicht.

Du führst mich zum Ruheplatz am Wasser. Du lässt mich lagern auf grünen Auen. Nichts fehlt mir bei Dir. ■

Hintergrundbild: Eduard Munch, „Der Schrei der Natur“, 1893. Von Wikimedia Commons.



ICH WEISS NICHT, WIE SIE ZU DEM THEMA „FEMINISMUS“ stehen. Ich hatte jedenfalls recht lange diese Einstellung: Es war schon wichtig, dass es die Frauenbewegung gab, und ich bewundere die Frauen, die damals so gekämpft haben, aber jetzt ist es doch eigentlich ganz gut.

So dachte ich, bis ich eines Tages als Jugendliche einen kleinen feministischen „Aha-Moment“ erlebte. Ich war gerade alleine mit dem Fahrrad im Wald unterwegs, als meine Kette riss. Nachdem sich meine kleine Panik-Attacke gelegt hatte (es gab keine viel-befahrene Straße in der Nähe und mein Ziel war zu weit weg zum Gehen), machte ich mich daran, mein Fahrrad das erste Mal mit der

meine zögerliche Nachfrage bekam ich zu hören: „Du bist eine Frau. So etwas solltest du einfach nicht machen.“ In dem Moment war ich geschockt und habe leider nicht die Worte gefunden, die mir heute dazu einfallen würden.

Im Nachhinein war das mein erster „entscheidender feministischer Moment“. Sicherlich in vielerlei Hinsicht eine sehr harmlose Situation und nichts im Vergleich zu immer noch viel zu aktuellen krassen Beispielen der Ausnutzung von Macht gegenüber Frauen. Und doch war es für mich eine Situation, die meine kleine Welt erschüttert hat. Gerade weil mir der Konflikt so völlig abstrus und eigentlich nebensächlich erschien. Vielleicht gerade, weil ich in dem Moment so stolz auf mich war. Weil ich ganz alleine etwas gemeistert hatte, von dem ich vorher dachte, dass ich es nicht kann. Und dann wurde mir gesagt, dass ich nicht stolz sein dürfe, weil ich mich falsch verhalten

als Einzelne mit meinen Fähigkeiten gesehen zu werden, sondern nur als „Frau“ – als „das Andere“, für das es ganz besondere Bestimmungen und Auflagen gibt.

Diese unfassbare Ungerechtigkeit, bei der man einfach nur aufschreien möchte.

Diese Wut im Bauch, die von Situation zu Situation immer weiter wächst.

Diese Hilflosigkeit angesichts scheinbar eiserner Regeln und Normen, die aber nur für bestimmte Menschen verständlich, geschweige denn veränderbar sind.

Diese unsichtbaren Strukturen, in denen man als einzelner kleiner Mensch irgendwie festhängt.

Doch wozu konkret brauchen wir alle heute noch Feminismus?

Meiner Meinung nach genau dafür. Um Strukturen und Machtverhältnisse aufzudecken und echte Gleichberechtigung aller Menschen zu schaffen.

Dabei verstehe ich Gleichberechtigung nicht als „Win-Lose-Situation“ (also: Es kann immer nur eine Seite auf Kosten der anderen Seite gewinnen), etwa nach dem Prinzip: „Die Männer haben uns, die Frauen, so lange unterdrückt, jetzt sind wir dran und drehen den Spieß um“. Sondern eben als Bewegung auf einen Idealzustand hin, in dem nicht eine Seite die andere schlechter stellt, sondern wo es nicht mehr wichtig ist, welcher Seite man angehört (oder ob man überhaupt einer der beiden Seiten der Geschlechterdifferenz angehören will).

Feminist*innen ist es meiner Meinung nach, dass viele Themen besprochen werden, die viel zu lange tabuisiert wurden und es teilweise immer noch werden. Dass ein persönliches Problem (vom Chef am Hintern begrabscht zu werden) eben doch sehr weit verbreitet ist.

Nun könnte man sich auf diese Fälle einschließen (wie etwa den Fall des Hollywood-Produzenten Harvey Weinstein). In der gegenwärtigen Situation denke ich jedoch, dass es vor allem die Aufgabe von Feminist*innen ist, hier nach strukturellen und gesellschaftlichen Problemen zu forschen, deren fruchtbarer Boden diese „Einzelfälle“ hervorbringt oder doch begünstigt.

Auch ist ein bestimmtes Klima nicht unbedingt hilfreich, um eine offene Gesprächskultur nicht nur für die „Opfer“, sondern eben auch für die „Täter“ zu bereiten. Damit meine ich, dass es sicherlich auch „von der anderen Seite aus gesehen“ (also beispielsweise für Menschen, die selbst sexistische Bemerkungen machten) nicht leicht ist, darüber zu reden, dass man zum Beispiel wirklich dachte, es sei völlig in Ordnung, über das „schwache Geschlecht“ zu lachen.

Nur ein Problem des Bildungsbürgertums?

Hier sind wir nun an einem Punkt, an dem der Vorwurf laut werden könnte, Feminismus sei ein Akademiker*innen-Problem: eine Sache, die vor allem von weißen, gebildeten Frauen aus der Mittelschicht getragen wird. Fern von der Realität. In der Theorie vielleicht ganz nützlich, doch in der Praxis absolut belanglos oder eben nur für einen winzig kleinen Teil der Gesellschaft relevant.

Auch ich bin der Ansicht, dass es nicht nur um Akademiker*innen-Probleme gehen soll. Es ist natürlich auch ein Privileg, sich Gedanken um gesellschaftliche Normen und Strukturen zu machen. Dafür benötigt man zeitliche und finanzielle Mittel. Es ist absolut notwendig, sich immer wieder selbst zu hinterfragen und zu reflektieren. Deshalb wird das Thema der Intersektionalität (Überschneidung von verschiedenen Diskriminierungsformen in einer Person) nicht von ungefähr immer mehr in feministischen Kreisen gefordert und gefördert. Dabei geht es gerade um diesen Umstand, dass es sehr unterschiedliche Diskriminierungsformen gibt, die sich auch in einer Person vereinen können. Rassismus, Homophobie, Sexismus, aber auch wirtschaftliche Benachteiligung unterer Einkommensschichten, sind schon für sich genommen für die Betroffenen ein echtes Problem, überschneiden sich aber auch häufig bei bestimmten Personen. So hat eben eine „schwarze Frau aus der Unterschicht“ möglicherweise ganz andere Probleme und Gedanken, als eine „weiße Frau aus der Mittelschicht“.

Gerade deshalb finde ich es unglaublich wichtig, dass sich so viele unterschiedliche Menschen wie möglich an dieser „Bewegung Feminismus“ beteiligen. Dass sie so bunt und vielfältig ist wie wir Menschen selbst. Alle im regen Austausch miteinander. Manche vielleicht laut schreiend. Andere leise schreibend. Manche in den großen Parlamenten, manche in den kleinen Wohnungen. Alle zusammen auf der Suche nach einem Idealzustand, in dem es kein besser und schlechter mehr gibt. ■

Debora Sücker
ist Mitglied
der Gemeinde
Karlsruhe



Die Wurzel: Fassungslosigkeit

Notfalltasche selbst zu reparieren. Völlig begeistert und erleichtert konnte ich meinen Weg dann auch fortsetzen. Als ich am Ziel ankam, traf ich einen Bekannten, dem ich ganz begeistert von meiner kleinen „Heldentat“ erzählte. Leider bekam ich nicht die zujubelnde und bewundernde Reaktion, die ich mir in Anbetracht meiner großartigen Leistung erhofft hatte.

Er war wirklich sauer darüber, wie ich nur so etwas Dummes tun konnte! Nicht die Fahrradtour allein durch den Wald (welche sicherlich auch zur Diskussion gestanden hätte), sondern dass ich keine Hilfe geholt habe! Auf

habe. Grundfalsch. Und das einfach nur, weil ich eine Frau war. Und die repariert keine Fahrräder (man bemerke: sogar, wenn sie es offensichtlich kann!). Punkt.

Feminismus – heute noch?

Für mich ist Feminismus ein Ausdruck von genau diesem Gefühl geworden:

Dieser Fassungslosigkeit, dass ein anderer Mensch so denkt und das auch noch so sagt!

Dass es anscheinend ganz klare Regeln und Vorstellungen gibt, wie ich mich zu geben habe. Dieses Gefühl, nicht

Möglicherweise würden viele diesen Wunsch nach einer „Gesellschaft auf Augenhöhe“ sogar unterschreiben. Und doch haben viele Probleme, sich als Feminist*in zu bezeichnen. Es gibt ja auch immer noch genügend Vorurteile – besonders interessant, wenn sie sich paradox ergänzen. Zum Beispiel: „Feministinnen sind einfach so unweiblich, dass sie keinen Mann abbekommen haben und deshalb hassen sie alle Männer.“ In Kombination mit: „Eine Feministin, die Kleider trägt und sich schminkt, kann doch gar keine echte Feministin sein.“

Mit der Selbstbezeichnung „Feminist*in“ stellt man sich damit auch in ein bestimmtes Umfeld. In eine Geschichte. Und gelangt zumindest äußerlich in Verbindung mit Menschen, deren Ansichten man möglicherweise sogar gar nicht teilt. Oder es gibt einfach so viele unterschiedliche mögliche Auslegungen von „Feminismus“, dass man das Gefühl hat, sich einer Gruppierung zuordnen zu müssen.

So vielfältig wie „der Feminismus“ ist, so sind es auch die Ebenen und Mittel, auf und mit denen für Gleichberechtigung gestritten wird. Waren dies in den früheren Wellen der Frauenbewegung eher die Straße und öffentliche Räumlichkeiten, stehen heute vor allem soziale Netzwerke (Internetforen, Blogs, ...) als Medium der Meinungsäußerung parat.

Allen Feminist*innen gemeinsam ist wohl der Satz „Das Private ist politisch“. Eine große Errungenschaft von



Eine Leserin hat uns einen kritischen Brief zum Januarheft von *Christen heute* mit dem Thema „Willkommenskultur in den Gemeinden“ gesandt:

Willkommen – bei wem?

MIT WILLKOMMENSKULTUR beschäftigte sich die Januarnummer von *Christen heute* und man las allerhand über Begrüßung per Handschlag durch den Pfarrer, Überreichen von Gebetbüchern, Getränkeangeboten und von Gruppenaktivitäten. Dazu das Bild einer offenen Kirchentür.

In meiner Jugend lernten wir, Kirche sei ein Gotteshaus. Dort fand ich auch oft aus Hektik und Ablenkungen des Alltags wieder Ruhe und Klarheit durch Hinwendung auf wesentliche Fragen.

Wagen wir also wieder einmal den Gang auf ein Kirchenportal zu: Es gibt eine Eingangskontrolle. Ein Türhüter steht dort, als habe er zu gebieten. Ein Eingangskomitee präsentiert kostenlose Lockangebote. Man schlängelt sich also vorbei, betritt den Kirchenraum, die Blicke suchen an der Stirnwand des Raumes nach dem Bild des Hausherrn – es fehlt! Hinter Reihen gepolsterter Esszimmerstühle steht ein Tisch mit Tischdecke, Blumen und Kerzen, irgendwo liegt ein Kinderspielzeug rum. Alles so recht häuslich. Man entdeckt sogar ein kleines Kreuz – seitlich an die Wand gepinnt. Augenscheinlich ist die Kirche besetzt, der Hausherr entmachtet.

Nun kommen auch andere Leute und verteilen sich auf den Stühlen. Ein kostümierter Mann stellt sich vor sie und redet und redet. Er steht den anderen zugewandt und so, dass er deren Blick auf den Altar und das Kreuz mit seiner Person verdeckt, genauer: Er verbirgt deren Fehlen. Er selber hat ja jetzt das Sagen und die Hoheit über die Aufmerksamkeit des Volks. Dieser Mann muss so etwas wie ein Beschäftigungstherapeut sein; denn er kommandiert Aufstehen und Setzen der Gruppe, fordert immer wieder Aufschlagen und Absingen von Liedern seiner Wahl und füllt jede noch so kleine Atempause mit banalen Regieanweisungen.

Man kommt überhaupt nicht zur Besinnung. Schließlich animiert er die Leute auch noch, sich in Ringelreihe um den Tisch zu stellen und sich dabei aneinander festzuhalten. Die Blicke werden dabei auf den eigenen Kreis begrenzt. Dafür werden sie mit kleinen Kostproben von Brot und Wein belohnt.

Danach eilen einige in einen sogenannten Gemeinderaum, um endlich etwas Richtiges an Speise und Trank zu sich zu nehmen, und es beginnt ein allgemeines unreglementiertes Reden. Dieser kleine Kreis verbringt auch sonst seine Freizeit untereinander bei Spiel- und Filmabenden, vor allem beim gemeinsamen Kochen. Besonders beliebt sind Ausflüge und „Begegnungen“, von denen regelmäßig berichtet wird, sie seien „lohnend“ gewesen, das Buffet besonders „lecker“. Diese nenne sich „Kerngemeinde“. Gruppenselfies ihrer Zusammenkünfte finden sich im Gemeindeblättchen, welches mehr und mehr zu einem gedankenfreien Veranstaltungskalender geworden ist. Zweifellos halten sich diese Gruppensmenschen für „die Guten“.

Nach dieser lästerlichen Beschreibung frage ich mich, ob und warum und bei wem ich da willkommen sein sollte.

Der Hausherr der Kirche kann mich nicht gerufen haben, der ist entsorgt. Also die Besetzer? Die muss ich enttäuschen. Ich bin nicht gewohnt, jedes kostenlose Angebot abzugreifen, man merkt die Absicht. Für das Bad in der Menge, für Smalltalk oder gar Klatsch ist die Lebenszeit zu kostbar. Ein echtes Gespräch mit bestimmten Menschen zu einem bestimmten Thema erfordert einen stillen Raum. Meine eigenen Ideen und Vorhaben waren immer viel zu viel für ein noch so langes Leben. Was sollte ich also in einer Gruppe? Was sollte eine Gruppe mit mir?

Warum aber sind sich die Guten nicht selber genug? Sie suchen ja gar nicht mich, sondern Leute, die ihre eigenen Beschäftigungen und Haltungen teilen, bestätigen und verstärken. Das kann ich nicht. Ich weiß doch, dass ich, wenn ich einmal bei Petrus

vor der Tür stehe, nicht sagen kann: „Die anderen haben ja auch...“

Hätte ich selbst das Christentum nicht durch einen alten Franziskanerpater kennengelernt, ich hätte längst drei Kreuze darüber gemacht.

*Mechthild Ute Büchs
Gemeinde Berlin*

Leserbrief zum Artikel „Willkommen ist man da, wo man sich wohl fühlt“ in *Christen heute* 1/2018

UNTER DEM MOTTO „WILLKOMMEN ist man da, wo man sich wohl fühlt“ und der Überschrift „Seht, wie sie einander lieben...“ wird in *Christen heute* vom Januar 2018 als missionarische Botschaft empfohlen, zu erzählen: „Das ist eine tolle Kirche. Da fühle ich mich wohl! Jede und jeder ist dort willkommen! Das könnte eventuell auch was für dich sein!“

Das scheint mir etwas zu kurz gegriffen. Nach §§ 1 und 2 unserer Synodal- und Gemeindeordnung halten wir „fest an dem alten katholischen Glauben“ und sehen uns „als vollberechtigte Glieder der katholischen Kirche“. Innerhalb dieser einen katholischen Kirche wollen wir den „römischen“ Übertreibungen und den „protestantischen“ Verkürzungen ein Christentum entgegen setzen, das in der Nachfolge des einen Christus steht.

Dieser Christus hat zwar das Heil gebracht, in dem wir uns „wohl fühlen“ dürfen, aber sein irdisches Leben war nicht nur Wohlleben, sondern auch Zeugnis für das Evangelium, für die frohe Botschaft, das am Kreuz endete. Wir sollen im Geist der Liebe bleiben, aber auch in der Wahrheit, die uns frei, aber nicht unbedingt glücklich macht. Alt-Katholizismus bedeutet immer noch Exkommunikation, zum Glück in Mitteleuropa nicht mehr gesellschaftliche Ausgrenzung und staatliche Benachteiligung. Aber immerhin bleibt uns unsere ökumenische Aufgabe, die Grenzen zwischen den Konfessionen zu überwinden und für das alte Evangelium in unserer modernen Welt Zeugnis zu geben.

*Dr. Ewald Kessler
Gemeinde Heidelberg*

Exodus

VON ANDREAS KREBS

Die Rettung am Schilfmeer

ZU DEN LESUNGEN DER OSTERNACHT GEHÖRT die Geschichte von der wunderbaren Rettung Israels am Schilfmeer (Ex 14,15–15,1). Sie ist Teil der großen alttestamentlichen Exodus-Erzählung: Das Leben der Israeliten in der Sklaverei Ägyptens ist unerträglich geworden; Israel schreit zu seinem Gott, und Gott lässt sich den Schrei seines Volkes zu Herzen gehen. Er beruft Mose, und unter seiner Führung wagen die Israeliten die Flucht. Aber sie werden von der übermächtigen Streitmacht Ägyptens verfolgt. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis der kühne Aufbruch ein grausames Ende finden wird. Doch am Schilfmeer geschieht das Unglaubliche: Mose streckt auf Gottes Geheiß seine Hand aus, und das Wasser geht zurück. Wird es durch einen starken Wind auseinandergetrieben oder spaltet sich das Wasser in zwei Teile? Für die Leserin oder Hörerin bleibt das Geschehen unklar, denn der biblische Text verwebt beide Versionen der Geschichte ineinander. Jedenfalls gelangen die Israeliten gefahrlos ans andere Ufer. Nicht so ihre Verfolger: „Mose streckte seine Hand über das Meer, und gegen Morgen flutete das Meer an seinen alten Platz zurück, während die Ägypter (*mizraim*) auf der Flucht ihm entgegenliefen. So trieb der Herr die Ägypter (*mizraim*) mitten ins Meer. Das Wasser kehrte zurück und bedeckte Wagen und Reiter, die ganze Streitmacht des Pharaos“ (Ex 14,27–29). Die Geretteten stimmen daraufhin ein Loblied an: „Ich singe dem Herrn ein Lied, denn er ist hoch und erhaben. Rosse und Wagen warf er ins Meer“ (Ex 15,1).

Und die toten Ägypter?

Nicht wenige, die heute dieser Geschichte begegnen, empfinden sie als anstößig. Denn die Rettung der Israeliten hat einen unübersehbaren Preis: die Tötung der ägyptischen Armee. Darf man sich darüber freuen? Gewiss, die Streitmacht Ägyptens wäre mit den Israeliten ihrerseits nicht zimperlichen verfahren. Dass die Israeliten, knapp

dem so gut wie sicheren Tod entkommen, in Jubel ausbrechen, ist nur zu verständlich. Und doch bleibt ein bitteres Gefühl zurück, wenn man sich vorstellt, wie die Ägypter jämmerlich ertrinken. Im Talmud – jenem Werk, das die Debatten maßgeblicher jüdischer Gelehrter zur Schriftauslegung überliefert – findet man dazu folgende Geschichte: Nach dem Wunder am Schilfmeer wollen „die Dienstengel [...] vor dem Heiligen, gepriesen sei er, das Lied anstimmen, da sprach der Heilige, gepriesen sei er, zu ihnen: Mein Handwerk ertrinkt im Meere, und ihr wollt vor mir das Lied anstimmen!“ (Megilla 10b; Sanhedrin 39b). Die Geretteten, so halten die Rabbinen dazu fest, haben alles Recht, sich zu freuen. Aber Gott selbst freut sich nicht. Er sieht auch die tragische Seite des Geschehens. Deshalb muss sogar die himmlische Musik verstummen.

„Ägypten“ als Symbol

Wer die Schilfmeer-Geschichte genau wahrnimmt, stellt zudem fest, dass die Geretteten keineswegs den Tod der einzelnen Ägypter bejubeln. Sie loben Gott vielmehr dafür, dass er „Rosse und Wagen“ – die militärtechnische Grundlage der feindlichen Übermacht – ins Meer geworfen hat. Eine weitere Nuance entdeckt man beim Blick in den hebräischen Urtext: Er spricht davon, dass *mizraim* von Gott ins Wasser getrieben werde. *Mizraim* kann heißen: „die Ägypter“; das ist die gängige Übersetzung. *Mizraim* kann aber ebenso gut die politische Größe „Ägypten“ bezeichnen. Ich meine, dass diese Übersetzung vorzuziehen wäre. Denn es ist „Ägypten“ als scheinbar unbesiegbare Macht, deren Scheitern geschildert werden soll. Und dabei geht es wiederum nicht um das *historische* Ägypten; in die Exoduserzählung – die kein geschichtliches Geschehen wiedergibt – dürften vor allem Erfahrungen mit der grausamen assyrischen Herrschaft des 7. Jahrhunderts v. Chr. eingegangen sein. „Ägypten“ fungierte also für die Erzähler – womöglich auch deshalb, weil man die tatsächlich Gemeinten nicht beim Namen nennen konnte – als Symbol! Erst recht gilt das für die vielen Menschen, die später ihre eigenen Erfahrungen in der Erzählung wiederfanden. „Ägypten“ steht für Unrecht und Unterdrückung jeder Art. Unrecht und Unterdrückung – sie sind es, die früher oder später im „Schilfmeer“ untergehen werden. ■



Dr. Andreas Krebs ist Professor für Alt-Katholische und Ökumenische Theologie am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn

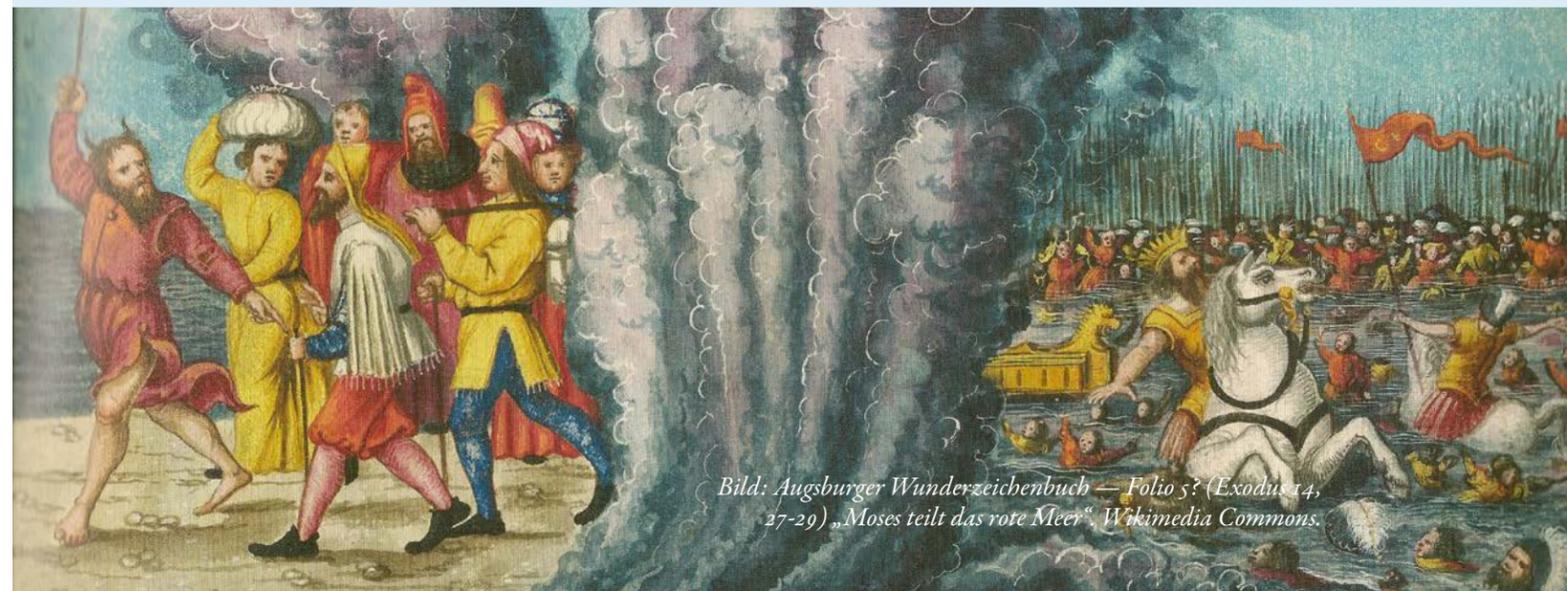


Bild: Augsburger Wunderzeichenbuch – Folio 5r (Exodus 14, 27–29) „Moses teilt das rote Meer“. Wikimedia Commons.



6. März	Treffen der Kontaktgruppe zwischen Alt-Katholischer Kirche in Deutschland und Vereinigter Evangelisch-Lutherischer Kirche in Deutschland	17.–19. Juni	Ausflug des Dekanats Nordbaden nach Thüringen
9.–11. März	Diakonenkonvent, Hannover	20. Juni ◀	Jubiläum 20 Jahre Alt-Katholischer Kindergarten St. Cyprian, Bonn
17. März	Landessynode Baden-Württemberg Freiburg	24. Juni ◀	Pfarrerwahl, Karlsruhe
17. März	Studientag des Dekanats Bayern „Unter Gottes Segen“, München	7. Juli	Vorsynodales Treffen der Synodalen des Dekanats Nordbaden
29. März-1. April	Offene Kar- und Ostertage der Gemeinde Sachsen, Lückendorf	14. Juli ◀	Vorsynodales Treffen der Synodalen des Dekanats Südbaden, Nordhalden/Randen
2.–7. April	Osterfreizeit Dekanat Hessen, Sargenroth	15. Juli	Glockenweihe Apostelin-Junia-Kirche Augsburg
14. April	4. Dekanats-Musik-Tage im Dekanat NRW St. Cyprian, Bonn	20.–22. Juli	Dekanatswochenende des Dekanats Bayern, Pappenheim
14. April	Rhein-Main-Frauentag des Dekanats Hessen, Wiesbaden	22. Juli ◀	Gemeindefest zum 150. Jahrestag der Kirchweihe, Stuttgart
16.–20. April	Gesamtpastoralkonferenz Neustadt an der Weinstraße	14.–16. September	Begegnungswochenende des Dekanats NRW, Attendorn
20.–21. April	20. Tagung des Internationalen Arbeitskreises Alt-Katholizismus-Forschung, Bonn	15. September	Vorsynodales Treffen der Synodalen des Dekanats Bayern
27. April-1. Mai	Jugendfreizeit „Ring frei. Runde 7“ Nieder-Liebersbach	17.–20. September	Treffen der Internationalen alt-katholischen Bischofskonferenz, Wien
9.–13. Mai	101. Katholikentag, Münster	20.–23. September	Internationaler Alt-Katholiken-Kongress, Wien
22.–26. Mai	Treffen des Anglikanisch/Alt-Katholischen Koordinierenden Rates, Canterbury (England)	3.–7. Oktober	61. Ordentliche Bistumssynode, Mainz
8.–10. Juni	Dekanatswochenende des Dekanats Nordbaden, Altleiningen	18. Oktober ◀	200 Jahre Gründung der Universität Bonn, Bonn
8.–10. Juni	Dekanatstage des Dekanats Hessen Hübingen	18.–21. Oktober	Jahrestagung des Bundes Alt-Katholischer Frauen
9. Juni	Dekanatsfrauentag des Dekanats NRW Köln	26.–28. Oktober	Konferenz der Geistlichen im Ehrenamt Frankfurt am Main
9. Juni	Landessynode des Dekanats Bayern München	9.–11. November	Ökumenisches Bibelwochenende des Dekanats Bayern, Bernried
15.–17. Juni	Dekanatstage des Dekanats Südbaden Kloster Kirchberg	10. November	Dekanswahl für das Dekanat NRW sowie Landessynode, Bottrop
16. Juni	Dekanatstag des Dekanats NRW, Essen	16.–18. November	Dekanatstage des Dekanats Ost mit Dekanswahl
16. Juni	Jugend-Fahrrad-Ausflug des Dekanats Hessen		

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◀ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de. Diese und weitere Termine finden Sie unter www.alt-katholisch.de/meldungen/termine.html.

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für Christen heute

Herausgeber
Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Redaktion
Gerhard Ruisch (verantw.),
Ludwigstraße 6, 79104 Freiburg
Tel: 07 61 / 3 64 94
E-Mail: redaktion@christen-heute.de
Walter Jungbauer
Internet: www.christen-heute.de

Erscheinungsweise
monatlich

Design, Layout und Bildbearbeitung
John L. Grantham
E-Mail: john@xanity.de
Web: www.xanitydesign.de

Vertrieb und Abonnement
Christen heute,
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Tel: 0 48 42 / 4 09
E-Mail: versand@christen-heute.de

Nachrichtendienste
epd, KNA, APD

Verlag und ©
Alt-Katholische Kirchenzeitung, Bonn.
Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Abonnement
Inland 23,- € inkl. Versandkosten
Ausland 29,50 €

Fotomaterial
Alle Fotos von Flickr.com werden unter
der Creative Commons License (CCL) für
nicht-kommerzielle Zwecke eingesetzt.

Druck
Druckerei & Verlag Steinmeier
Deiningen

ISSN
0930-5718

**Redaktionsschluss
der nächsten Ausgaben**
5. März, 5. Mai, 5. Juni

Nächste Schwerpunkt-Themen
April
Grenzen des Wachstums
Mai
Suche Frieden –
Ausblick auf die Bistumssynode
Juni
Alt-Katholische Identität

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe nicht
länger als 2.500 Zeichen mit Leerzeichen
sein sollten! Die Redaktion behält sich
Kürzungen vor.

Bitte wenden Sie sich in allen
Fragen zum Abonnement an den
Vertrieb, nicht an die Redaktion!



fortgesetzt von Seite 2

Deutsche Schuld an Vernichtungslagern

Außenminister **Sigmar Gabriel** (SPD) hat angesichts der Debatte um das polnische Holocaust-Gesetz die historische Schuld Deutschlands unterstrichen. „Es gibt nicht den geringsten Zweifel daran, wer für die Vernichtungslager verantwortlich ist, sie betrieben und dort Millionen europäischer Juden ermordet hat: nämlich Deutsche“, erklärte Gabriel. „Von unserem Land wurde dieser organisierte Massenmord begangen und von niemand anderem. Einzelne Kollaborateure ändern daran nichts.“ Die Vernichtungslager seien nicht zufällig in Polen eingerichtet worden, fügte er hinzu. „Denn die polnische Kultur sollte ebenso ausgelöscht werden wie alles jüdische Leben. Drei der über sechs Millionen ermordeten Juden kamen aus Polen.“ Das Bewusstsein dieser historischen Schuld sei Teil der heutigen deutschen Identität und „der zentrale Konsens aller demokratischen Kräfte in unserem Land“.

Gläubige versklavt

Brasiliens Bundespolizei hat 13 Mitglieder einer Sekte festgenommen, die bis zu 1.000 Anhänger unter sklavenähnlichen Bedingungen für sich ohne Bezahlung in sekteneigenen Unternehmen arbeiten ließen. Zuvor wurden die Ausgebeuteten laut Polizei einer Gehirnwäsche unterzogen. Die Sekte „Jesus, a verdade que marca“ (Jesus, die Wahrheit, die Zeichen setzt) soll ihren Anhängern Schutz vor dem Antichristen versprochen haben. Sektenführer „Pastor Cicero“ sowie acht weitere Mitglieder befinden sich derzeit noch auf der Flucht. Während seine Anhänger in freiwilliger Armut leben, soll „Pastor Cicero“ über ein Privatvermögen von rund 50 Millionen Euro verfügen.

10.000 Kindersoldaten wieder integriert

Die Hilfsorganisation Caritas International hat seit 2004 im Ostkongo fast 10.000 ehemalige Kindersoldaten wieder die Gesellschaft integrieren können. In fünf Caritas-Zentren in der Region erhielten die als Soldaten missbrauchten Kinder und Jugendlichen nach Abgabe ihrer Waffen medizinisch-psychologische Hilfe, vor allem Trauma-Therapien, dazu Maßnahmen zur Alphabetisierung und Berufsausbildung und Versöhnungsgespräche mit den Familien und Dorfgemeinschaften. „Um Erfolg zu haben, brauchen unsere Kindersoldaten-Projekte einen langen Atem“, betonte der Leiter von Caritas International, **Oliver Müller**.

Stopp von Waffenexporten wegen Kindersoldaten

Das Deutsche Bündnis gegen Kindersoldaten, dem unter anderem die Deutsche Friedensgesellschaft, *terre des hommes*, der Lutherische Weltbund, das katholische Hilfswerk *missio* sowie das UN-Kinderhilfswerk Unicef und World Vision angehören, forderte ein restriktives Rüstungsexportkontrollgesetz. Rund 250.000 Kindersoldaten würden in gut 20 Ländern zum Kämpfen gezwungen oder als Spione, Lastenträger und Sexsklaven missbraucht. In viele dieser Länder lieferten deutsche Rüstungskonzerne Waffen. „In vielen Konfliktgebieten werden Kinder getötet, verstümmelt, sexuell missbraucht und zum Dienst als Soldaten gezwungen – auch unter Benutzung deutscher Waffen“, kritisierte **Ralf Willinger** von *terre des hommes*. Dabei verwies er auf deutsche Rüstungsexporte im vergangenen Jahr nach Saudi-Arabien, Indien oder in die Philippinen. Das Bündnis forderte auch ein Ende der Rekrutierung von 17-Jährigen durch die Bundeswehr.

Iranischer Buchpreis für Paderborner Theologen

Der Paderborner katholische Theologe **Klaus von Stosch** (46) ist mit dem höchsten Buchpreis der Republik Iran ausgezeichnet worden. Der Professor erhielt den mit 10.000 US-Dollar (8.170 Euro) dotierten Preis in der Kategorie Islamwissenschaft für sein Buch „Herausforderung Islam. Christliche Annäherungen“. „Ich freue mich besonders, dass durch diese Auszeichnung deutlich wird, dass sich auch Muslime durch mein Einführungsbuch zum Islam richtig verstanden fühlen“, sagte von Stosch. „Das bestärkt mich sehr darin, durch meine Arbeit weiterhin Brücken zwischen Christen und Muslimen zu bauen.“ Der Preis sei „Ermutigung für alle, die sich für ein emanzipatorisches, menschenfreundliches und modernes Islamverständnis einsetzen“.

Nicht länger als zehn Minuten predigen

Papst Franziskus hat Priestern Tipps für eine gute Predigt gegeben. Sich gut vorzubereiten und nicht länger als zehn Minuten zu reden, sei wichtig, sagte er bei einer Generalaudienz im Vatikan. „Wie oft sehen wir, dass einige während der Predigt einnicken, andere quatschen oder gehen raus, um eine Zigarette zu rauchen... Deshalb, bitte: Haltet die Predigt kurz, aber bereitet sie gut vor“, so das Kirchenoberhaupt. In der Liturgie des Wortes kommuniziere Gott durch das Evangelium und die Predigt mit den Menschen. Die Gläubigen forderte der Papst auf, aufmerksam und still zuzuhören. „So werden wir bekehrt und verwandelt und sind in der Lage, uns selbst und die Welt zu verändern.“ Die frohe Botschaft Gottes müsse durch die Ohren ins Herz und schließlich zu den Händen gelangen, „um Gutes zu tun“.

Meine Mutter hatte damals bei der Kehrwoche ein Kopftuch auf, bei Özdemirs gab es sowas nicht

Baden-Württembergs Ministerpräsident Winfried Kretschmann (Grüne) bei der Verabschiedung von Cem Özdemir als Parteivorsitzender



Hassen mit einem Lächeln

VON THILO CORZILIUS

GLEICHGESCHLECHTLICH liebende Menschen werden diskriminiert. Punkt. Und solange wir eine Partnerschaft zweier Menschen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung unterschiedlich werten oder sie auch bloß unterschiedlich nennen, diskriminieren wir – selbst, wenn es nicht böse gemeint ist. Das ist eine Tatsache. So definiert sich Diskriminierung. Man kann solch eine Diskriminierung mit einem Lächeln vortragen, das macht sie jedoch nicht weniger diskriminierend.

Ja, wir tun uns schwer damit, in der Kirche die Partnerschaft zwischen zwei Frauen oder zwei Männern als sakramentale Ehe zu bezeichnen. Die beiden Hauptargumente im alt-katholischen Diskurs lassen sich kurz zusammenfassen:

1. Eine gleichgeschlechtliche Ehe würde Menschen mit sogenannten *traditionellen Werten* vor den Kopf stoßen oder sie gar verprellen.
2. Eine gleichgeschlechtliche Ehe gefährdet die ökumenischen Beziehungen.

Kurz gesagt: Wir machen eine bestehende Diskriminierung zum Bestandteil einer diplomatischen Verhandlungsmasse.

Jetzt gibt es natürlich so viele Bilder von Christus, wie es Menschen gibt. Aber mein Christus wäre vermutlich als Furie durch den Tempel gefegt, wo die Wechsler Ökumene und Werte-Bequemlichkeit gegen die Demütigung der Diskriminierung eintauschen.

Was um alles in der Welt kann denn passieren, wenn wir auch eine

gleichgeschlechtliche Partnerschaft mit dem Begriff Ehe bezeichnen? Abgesehen davon, dass wir einer Reihe von Menschen sagen: Ja, eure treue Partnerschaft ist genau so viel wert wie eine andere und sie steht unter demselben Segen.

Was kann passieren? Der Alt-Katholizismus wird nicht untergehen. Einige Leute mit sogenannten traditionellen Werten werden feststellen müssen, dass sich an ihrem Leben rein gar nichts ändert. Und sollten ökumenische Partner tatsächlich so verschlossen sein, dass sie sich abwenden, dann liegt das in ihrer eigenen Verantwortung, nicht in unserer. Feiern wir denn lieber Gottesdienste zusammen mit verstockten Menschen aus anderen Konfessionen – oder bauen wir Schmerz, Demütigung und Diskriminierung ab? Mir fiel die Entscheidung nicht schwer. Ich würde ohne mit der Wimper zu zucken vorherige ökumenisch-diplomatische Arbeit einreißen, wenn ich die Welt dadurch nur ein wenig menschlicher machen würde. Ich kann mir doch selbst nicht in die Augen sehen, wenn ich die Liebe zweier Menschen herabstufen muss, nur damit ich dafür mit jemandem Gottesdienst feiern darf, der diese Liebe verabscheut.

War dieser Christus nicht jemand, der Menschen aus ihren alten Wertevorstellungen herausgeführt hat, wenn diese sich zum Schaden anderer verselbstständigt hatten? Jemand, der Missstände angefragt hat?

Diskriminierung ist ein Missstand. Und eine Lebenspartnerschaft unterschiedlich zu werten oder zu nennen als eine andere Lebenspartnerschaft ist wiederum Diskriminierung.

Entweder positionieren wir uns als Christ*innen dagegen oder nicht. Slalomfahren auf irgendwelchen eingebildeten Mittelwegen ist feige, wie zum Beispiel der Vorschlag, dass eine Partnerschaftssegnung ja ebenso sakramental sein könne wie eine Eheschließung, aber man sie ja trotzdem anders nennen könne. Auch das wäre weiterhin Diskriminierung.

Der Christus, von dem ich lese, der war vieles – aber nicht feige.

Die Politik beweist uns bei der gleichgeschlechtlichen Ehe doch: Seit der Abstimmung im Bundestag am 30. Juni 2017 ist weder die Erde aus der Umlaufbahn geworfen worden, noch ist der jüngste Tag angebrochen. Auch Verfechter sogenannter traditioneller Werte müssen doch auf der Basis von harten Fakten einsehen, dass sich für ihr Leben ja gar nichts geändert hat.

Wenn wir schon so viel auf Tradition geben, also auf Überlieferung, dann lassen wir sie doch lebendig werden, indem wir selber Teil davon werden und Offenherzigkeit tradieren. Tradition ist nicht das Erhalten eines Status Quo – sondern das Weiterentwickeln dessen, was wir vorfinden.

Aber dazu braucht es Barmherzigkeit, Offenheit und Nächstenliebe – und nicht das Abschmettern von Liebe.

Was tragen wir Menschen bloß für verschlossene Herzen mit uns rum, dass wir aufgrund von diplomatischen Bequemlichkeiten die Herabwürdigung anderer weiter in Kauf nehmen – wenn wir diesen Umstand doch so leicht ändern könnten. Und das als Kirche eines Gottes der Zuwendung.

Wie können wir es nur hassen, wenn zwei Menschen sich lieben? ■



Thilo Corzilius ist Vikar in der Gemeinde Freiburg